

HANS SCHWARZ

Der Schimmel von Perbal

HANS SCHWARZ

Der Schimmel von Perbal

Ein Ritt
durch die Tschechoslowakei

Mit 32 Bildtafeln

Original
MCMXXXVIII
RASCHER VERLAG ZÜRICH

Nichtkommerzielle Neuauflage 2014
im Eigenverlag Ignaz Schmucki, CH-3600 Thun

Im Internet zur Verfügung gestellt mit der freundlichen Genehmigung
von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien, analoger oder digitaler Art).

Dies gilt für das Gesamtwerk wie auch für Ausschnitte davon.

Von diesem Buche wurden 260 Exemplare numeriert, vom Verfasser signiert und in Ganzleder gebunden.

Dieses Exemplar trägt die Nummer

162

und ist Eigentum von

Herrn Oberleutnant Alfred Fesolt,
Bern.

Kaufmann,
Bern, Weihnachten 1937.



An Rózsika

*Wie wir durch viele Länder ziehn,
um den Schimmel von Perbal zu finden*

Ausgewaschen und holperig und schlecht sind die Straßen, die nach Radomsko führen. Bleiern lastet die Hitze über endlosen Feldern, deren mattgelbe Frucht in der Sonne flutet wie ein Meer von Gold ohne Anfang und Ende. Es ist die Zeit der Ernte. Zu zwanzig und vierzig und hundert die polnischen Schnitter, die mit Sense und Sichel des Sommers Segen fällen, und zahllos die Frauen und Mädchen in weißen Kopftüchern, die Garben binden und zu Pyramiden stellen, wie Soldaten ihre Gewehre. Irgendwo weit draußen hämmert eine Dampfmaschine ihren gleichmäßigen Takt, die Frucht zu dreschen, und hochbeladene Ochsenkarren schwanken hinüber, sich ihrer Last zu entledigen. Zwanzig Pflüge fahren über das Stoppelfeld, den Acker zu bereiten für neue Saat. Vier Pferde am Pflug, fünf Pferde am Pflug, acht Pferde am Pflug und um jedes Gespann tollten einige kraushaarige Fohlen, deren Mütter keuchend durch die Furchen stampfen. Sinnbild des Lebens und einer harten Wirklichkeit, die kaum eine knappe Jugendzeit gewährt, um unerbittlich und unentrinnbar ihr Joch bereitzuhalten bis zum Ende. Von Generation zu Generation seit vielmal tausend Jahren. In schweren Halbstiefeln tröteten die Gutsknechte neben dem Handpferd des Deichselzuges und halten in nerviger Faust die geflochtene Peitsche, von Zeit zu Zeit über die Ohren der sich duckenden Pferdeköpfe knallend, oft auch zu einem immer unverdienten Hieb ausholend. Diese Peitsche, Symbol und Instrument ihrer Macht über ihre Rosse und sonst über nichts in dieser Welt. Die Art und Weise, wie sie ihr Gespann regieren, läßt wohl auf vieles schließen. Auf ihr Gemüt, ihren Charakter, ihre Seele, ihre Lebenssorgen, ihre flackernden und erloschenen Hoffnungen. Jener Knochighagere mit dem schwarzen Schnurrbart schwingt die Peitsche als Gebieter, und bei ihrem Knallen mag er sich wohl emporgehoben fühlen aus der Tretmühle seines mühsamen Lebens, das so flach und ereignislos verläuft wie der braune Acker vor ihm, scheinbar ohne Ziel und Ende. Er schlägt nie zu, er droht nur, und die drei Vorpferde seines Fünferzuges laufen wie am Schnürchen und horchen auf seine tiefe Baßstimme. Sein Gefolgsmann mit dem Seehundsschnauz, der kleine, dicke, etwas kurzatmige, hat einige Mühe mitzukommen und Schritt zu halten, und seinen Ärger darüber müssen die zwei Deichselrosse entgelten, die er oft in die Zügel reißt. Der nächste stampft stumpfsinnig nebenher und gedankenlos läßt er seine Peitsche stets auf die Kruppe des linken Vorpferdes fallen, das gleichmäßig vorwärtstrebt und abgestumpft diese Mißhandlung erträgt. Die alten Pferde am Pflug, fast alle sind sich gleich. Sie haben ihre Hoffnungen längst begraben und leisten ihre Fron mit Gleichmut und sind Stoiker geworden. Wie verschieden die Fohlen dagegen. Sorglos tollten einige umher, und das Peitschenknallen läßt sie drollige Galoppsprünge machen. Doch jenes schwarze dort, das ist ein Aristokrat. Knallt die Peitsche hinter ihm, so schlägt es aus und schnaubt und ist entrüstet, und seine Augen sprühen Feuer. Nicht so das hochbeinige Braune mit der Schnurbläse. Es geht gesenkten Kopfes hinter dem Pflug, den seine Mutter zieht, und uns will scheinen, seine Augen blickten traurig und ahnungsschwer und ergeben in sein Schicksal, das bildhaft vor ihm durch die Furchen stampft.

Es gibt in Polen heute noch riesige Feudalgüter. Doch ihre Zeit geht zu Ende. Ein Staatsgesetz bestimmt kürzeste Fristen für ihre Aufteilung unter die Bauern, die seit Jahrhunderten diese Felder mit ihrem Schweiß düngen.



Ernte in Polen

Zehn Kilometer in der Stunde. So langsam holpern wir dahin, und unser alter Fordmotor trommelt einschläfernd und träge den Takt. Wie eine müde Schnecke gleiten wir durch die Dörfer mit ihren strohbedeckten Hütten, deren Mauern, meist himmelblau gestrichen, ein farbiges Bild bieten mit dem umrahmenden Grün der Büsche und Bäume. Diese verlorenen Nester müssen noch das gleiche Aussehen haben wie damals, als der große Korse seine stolze Armee nach dem fernen Rußland und ins Verderben führte. Zwischen zwei Dörfern immer eine unendliche Weite. Eine riesige Staubwolke scheint uns eine Lastwagenkolonne zu künden in dieser einsamen Gegend, doch wie wir näher kommen, ist es eine trippelnde Schafherde, die ihres Weges zieht mit Hirt und Hunden. Die Hüterhunde kläffen, und unser »Chüeri« kläfft eifrig zurück und möchte gerne aus dem Wagen und treiben helfen, vielleicht sich auch mit seinen polnischen Vettern raufen.

Polen baut eben eine große Durchgangsstraße von Kattowitz bis Warschau, doch mag es noch viele Jahre dauern, bis sie fertig erstellt ist. Der ganze Verkehr wird über entlegene Dörfer geleitet und bedingt meist stundenweite Umwege.

Beim ersten polnischen Chevaux-légers-Regiment in Warschau melden wir uns, denn hier sollen wir ein polnisches Kavalleriepferd kaufen können. Zuvorkommend werden wir durch den Stabsmajor des Regiments empfangen. Aber wir haben besonderes Pech. Das Regiment ist mit Mann und Ross irgendwo an der russischen Grenze in den Manövern. Die wenigen Pferde, die noch in den Stallungen stehen, sind marode und deshalb für unser Vorhaben besonders ungeeignet. Im Tattersall gefällt uns ein

einziges Pferd, doch der geforderte Preis übersteigt die Möglichkeiten unserer Reisekasse. Alle andern Pferde sind zu leicht, zu klein, zu alt oder zu jung. Die Rückkunft des Regiments abzuwarten, das in drei Wochen nach Warschau zurückkehrt, dafür ist uns das Pflaster der polnischen Hauptstadt zu teuer.

Warschau, das königliche und durch hundert Jahre geknechtete, hat seit der Auferstehung Polens, in diesen knappen zwei Jahrzehnten, sein Antlitz gewandelt. Mächtige Bauten und Regierungspaläste sind emporgewachsen und kündigen die Macht des neuen Staates. Wieviel der Staat auch für die heranwachsende Jugend tut, bezeugen die umfangreichen Neubauten der Handelshochschule, des Studentenhauses und der Hochschule für Leibesübungen, Blockbauten im amerikanischen Baustil mit viel Licht und Sonne und freien Rasenplätzen und richtigerweise nicht in alte Stadtbilder hineingezwängt. Das alte Warschau hat in seinen Adelspalästen, seinen schmucken Marktplätzen, umstanden von hablichen Bürgerhäusern, seinen schmalen, winkligen Hintergassen sein Cachet bewahrt. Romantisch und verträumt wie ein Elfenschloß ist der ehemalige Königspalast Lazienki an seinem waldumsäumten Teich.

Auf dem altpolnischen Gut des Barons von Belina, der uns zum Frühstück einlud, als er uns bei seinen Erntearbeitern beim Filmen traf. Ein alter Schlosspark, dessen Baumgruppen und Gebüsche die tropische Hitze mildern. Zwei lange, niedrige Gebäude, das Herrenhaus und das Gesindehaus und dazwischen ein tiefer Ziehbrunnen. Alles etwas baufällig und Risse in Mauern und Stuckatur, sorgsam überkleistert. Sehr wohnlich und vornehm und gediegen ist das Innere. Ein prächtiger Salon mit alten Stilmöbeln, deren kostbare Seidenbezüge durch weiße Tücher verdeckt sind, die nur bei großen Festlichkeiten weggenommen werden. Ahnenbilder aus der Zeit der polnischen Könige und ein Gemälde des Fürsten Poniatowski, der in der Schlacht bei Leipzig in der Elster ertrank. Reich an Trophäen von Jagd und Krieg das Herrenzimmer mit der Waffensammlung, alten Rüstungsstücken, mit zahllosen Geweihen des Elch und Hirsch und den Stoßzähnen wilder Sauen. Zierlich ist das Musikzimmer mit dem alten Flügel, dessen polierte Fläche Kritzer trägt. »Die Kosaken haben darauf geschlafen«, erklärt uns die Mutter des Barons, »denn alles hier herum war russische Front. Und dann kamen die Deutschen, Husaren und preußische Garde, die sehr anständig und ritterlich waren, und später Oesterreicher und ungarische Honved, sehr liebe Leute.«

Wir müssen gleich zum Mittagessen bleiben, das zwei Diener auftragen, und zu dem sich eine große Tischgesellschaft ein findet, denn zwei Jagdwagen sind inzwischen vorgefahren und haben Gäste benachbarter Güter gebracht. Auf diesen entlegenen Landsitzen ist ein stetes Kommen und Gehen, wie uns die alte Baronin erklärt. Willkommene Abwechslung jeder Besuch. Das Essen ist einfach und gut, einiges reichlich scharf zubereitet. Weniger passend für unsern Gaumen ist dazu das Getränk, ein sehr süßer Fruchtsirup. Nach dem Essen setzt sich die achtzigjährige Baronin an den Flügel, spielt Polka und Mazurka und Walzer, und wir tanzen mit den jungen Damen, die alle geläufig Französisch sprechen. Französisch ist noch heute die Gesellschaftssprache dieser Kreise.

In der schattigen Laube des Landhauses des Generals Lipowski. Der General ist ein rüstiger Siebziger, fünfzehn Jahre weniger würde ihm jeder zuzählen, ohne zu schmeicheln. Er war Großgrundbesitzer in der Ukraine und in Weißrussland. Die russische Revolution nahm ihm alles. Die kürzlichen Vorgänge im Reich der Sowjets weiß er uns mit guten Argumenten als Vorzeichen des Verfalls zu deuten, als russischen Thermidor. Vom Völkerbund hielt er nie viel, seit dem Abessinienkrieg schon gar nicht mehr,

obgleich er polnischer Delegierter am Friedenskongress war, der das neue Polen erstehen ließ, den Freiheitstraum eines tapfern Volkes nach hundertfünfzigjähriger Knechtschaft erfüllend.



Polnische Windmühle

In Kattowitz in Polnisch-Schlesien. Eine große Stadt und eine düstere Stadt. Die vielen Kohlengruben sind schuld daran. Ihr Staub setzt sich in alle Fugen, überzieht Mauern und Dächer mit einer schwarzgrauen Patina. Wir sehen einen riesigen Protestumzug der deutschen Oberschlesier gegen die Aufhebung der Autonomie ihrer Wojewodschaft und deren Angliederung an Krakau. Ein stundenlanger Umzug mit vielen Musikern; und endlos ist der Zug der Bäuerinnen in ihrer malerischen Tracht. Völlig ruhig und in Ordnung spielt sich die Sache ab unter der gelassenen Aufsicht einer spärlichen polnischen Polizei. Eine der Wetterecken unseres an mottenden Enklaven so reichen Europas, ist die schlesische Ecke von Kattowitz. Wir vermögen uns den Argumenten der Oberschlesier nicht zu entziehen, doch will uns scheinen, dass das Eigenleben der deutschen Gemeinden nicht allzu sehr eingeschränkt sei in einem Lande, da jeder seine deutsche Zeitung halten und an riesigen Protestumzügen teilnehmen darf. Krakau, die frühere Residenz der polnischen Könige. Die interessanteste Stadt Polens für den Reisenden, vor allem den Historiker, den Architekten, den Bewunderer alter Baustile, alter Kirchen und Klöster. Wir sehen die prächtige Domkirche mit ihren 50 Altären und 16 Kapellen, den Grabmälern der polnischen Könige. Hier liegt auch Marschall Pilsudski begraben. Ueber dem Bleisarg August des Starken schwebt die polnische Königskrone. Prächtig ist der Altar der Marienkirche und von seltener architektonischer Schönheit ist der Hof der Jagellonischen Bibliothek mit seinen spätgotischen Bogen.

Die Tuchhallen vor dem Rathaus erinnern an den großen Basar von Stambul, nur haben sie nicht dessen Ausdehnung, doch dürften sich die Verkäuferinnen und Händler der gleichen Beharrlichkeit rühmen, wenn sie dem Fremden etwas anpreisen.

Um Krakau herum und weiter hinein nach Galizien gibt es viele Städte und Dörfer mit rein israelitischer Bevölkerung. Polen hat von allen europäischen Staaten den größten Prozentsatz Juden. Man stößt auch hier auf antisemitische Strömungen, die sich meist in Boykottbewegungen äußern, so dass vielerorts die Judenschaft in nicht geringe Bedrängnis gerät.

Wir wechseln hinüber nach der Tschechoslowakei. Cesky Tesin ist die kleine Grenzstadt, durch welche mitten durch die polnisch-tschechische Grenze führt. Im kleinen Gasthof ein böhmischer Portier, etwas schmierig, etwas lässig und doch zwirblig und jedenfalls nicht auf den Mund gefallen. An jede Frage knüpft er ellenlange Geschichten und intimen Stadtklatsch, als wären wir hier eingesessen und vollkommen im Bilde. Wie ich nach einem Coiffeur frage: »Doa is sich Eahna dear Frisehr Havlicek, Eur Gnadn', woas in dear Moravka sain Geschäft hoat. Gleich hiar gehans links um die Ecken uand gradaus bias zuam Ploatz uond dann rechts hinein uond linka Hoand. Des ist sich Eahna ein guata Frisehr, dear Havlicek, Eur' Gnadn', oaber soanst is ear oan Trottell, oan ausgewachsner, woas saine Frau hoat derwischt miat dem Biarversilbrer Boleslav uond diesa Boleslav is eh ein Fallot, woas friaha in Olomouc ain Vaschlaß gehobt hoat uond den hoabens ehm weggunma dia Brauerei, wail ear die learen Floaschn' net richti oabgrechnet hoat, denn da muaß a Strenge draff sain in so an Betrieb uond den Direkta von dia Brauerei hoabens a rausgschmissa, dear is Eahna jeatz Goastwirt in Klatovy, deas is sich Eahna in Behmen droaben, wo iag z'Haus bian. Doa miassens a hingeahn, Eur' Gnadn', da san gemiatliche Leit, woas dia oandern a lebn loassn, net so wie dear Maschek, woas Eahna viar Heisa hoat am Moarkt und allweil dia Leit sekkiert, doaß sia Eahm oaus dear Meate lauffn uanddoann prozessiert mit dia oarmen Teifel. . .« Ich rette mich hinüber zum Friseur Havlicek.

In Böhmen, in Mähren, in der Slowakei lassen wir uns Pferde vorführen und kommen doch nicht zum Kauf. Was gut ist, ist sehr teuer. Fünfzehntausend, zwanzigtausend tschechische Kronen. Umgerechnet in unsere abgewerteten Schweizer Franken sündhaft viel Geld. So entschließen wir uns, nach Ungarn hinüberzufahren. Dort habe ich viele Bekannte von unserer letzten Reise her.

In Tschechisch-Komarno lassen wir alles entbehrliche Gepäck zurück, um an der Grenze keine zeitraubenden Visitationen zu haben, und fahren hinüber nach Győr. Husarenoberst Türk gibt mir einige Tipps. Auch in Ungarn sind die Pferde um das Drei- und Vierfache im Preise gestiegen. Deutsche, türkische, tschechoslowakische Ankaufskommissionen durchreisen das Land und kaufen alles zusammen, was möglich ist. Er rät mir an, nach Südungarn hinunterzufahren. Doch ich erinnere mich meiner guten Zsambeker Schwaben. Sie empfangen mich mit offenen Armen. Der dicke Janos ist noch derselbe wie vor bald zwei Jahren und der Ferri-Baschi mit dem Seehundsschnauz und der Richter. Janos bietet sich gleich als Führer an zur Besichtigung der Remonten. Er kennt jeden Bauern, der ein Pferd zu verkaufen hat. Doch bietet uns auch hier der Rundgang durch mehr als zwanzig Höfe nicht das Gewünschte. Eine deutsche Kommission war vor acht Tagen in Zsambék und hat viel gekauft. Dieser und jener hat wohl ein Pferd, das er uns anrühmt und gerne verkaufen möchte. Doch wir brauchen ein besonders starkes Ross mit viel Blut, und etwas Geeignetes finden wir nicht. Da weiß Janos noch einen Schimmel in Perbal drüben. Einen Staatskerl. Wir sind zwar den Anpreisungen des dicken und stets

durstigen Janos gegenüber schon etwas skeptisch. Zur Besichtigung möchten alle mit. Janos und der Ferri-Baschi und der lange Ignaz. Auch Perbal ist ein schwäbisches Dorf. In Oberungarn gibt es viele deutsche Dörfer, meist wechselt ein magyarisches und ein schwäbisches Dorf. So liegt auch zwischen Zsambek und Perbal das Magyarendorf Tök. Dort gibt es echte Zigeuner, die mit seltener Fertigkeit den Fidelbogen führen. Beim Bauern in Perbal ist nur die Frau zu Hause. Aber der Schimmel steht im Stall, und Janos holt ihn triumphierend heraus. Er hat nicht übertrieben. Das ist das Pferd, das wir schon lange suchen. Groß und stark, mit viel Blut, mit trockenen Gliedmassen und guten Hufen. Fast vermag der dicke Janos den Schimmel nicht zu halten, wie er schnaubt, mit den Vorderhufen die Erde schlägt und steigt. Nun kommt auch der Bauer heim und ist höchst erstaunt. Er fordert einen guten Preis. Wir lassen den Janos für uns handeln und markten und können lächelnd beiseite stehn. Gleich zweihundert Pengö weniger bietet er, als der Bauer fordert, da ergreift dieser den Halfterstrick: »Na, na, da bleibt ear hoalt hiar.« Doch Janos lässt den Strick nicht los: »Nuar net so preußisch, mai Liaba, fünfzig wolln wia no zuagebn.« So markten sie hin und her, und der Janos läuft dreimal aus dem Hof und kommt wieder und ereifert sich, als ging's über seinen eigenen Geldsäckel und bringt es endlich fertig, sechzig Pengö abzumarkten. Der Schimmel gehört uns. Wir zählen dem Bauern zwanzig Pengö Handgeld, gleich am andern Tag soll er ihn auf die Schmiede nach Zsambék bringen.

Am frühen Morgen rückt der Bauer mit dem Pferde an, und am Dorfeingang erwarten ihn der Janos und der Ferri-Baschi und der lange Ignaz, und im Triumph führen sie alle den Schimmel von Perbal ins Zsambeker Dorf.

*Wie der Schimmel von Perbal in die
Schule geht und einen lieblichen Namen bekommt*

Im Stall des Ferri-Baschi bezieht unser Schimmel sein Quartier. Nie hat er einen Sattel getragen. Vor kurzem erst holte ihn der Bauer von der Puszta, wo er unter freiem Himmel auf endloser Steppe weidete. Zum erstenmal auch tragen seine Hufe die Eisen. Mit viel Geduld und Liebe muss man ein junges Ross an Sattel und Geschirr gewöhnen. Man kann es in der ersten Stunde seiner Schule für das ganze Leben verderben durch Ungeduld, Heftigkeit, unangebrachte Strenge. Es gibt wohl kein Volk, das mehr Pferdeverständnis hat, als die Ungarn. Selten trifft man ein ungarisches Pferd mit Untugenden oder anerzogenen Lastern. Man kann ruhig auf der Puszta mitten unter eine zahlreiche Pferdeherde treten ohne eine Attacke, einen Hufschlag, einen Biss gewärtigen zu müssen. Die Ungarn erziehen und regieren ihre Pferde nur mit dem Wort. Die Bauern, die zu Acker fahren, führen selten eine Peitsche mit. Wohl haben auch die Deutschen, die Oesterreicher und wir Schweizer an Pferdeverständnis, vor allem an Liebe zum Pferd, den romanischen Völkern vieles voraus. Aber an die Ungarn kommen wir noch lange nicht heran.

Ein Pferd in Ungarn zu kaufen ist keine schwere Sache. Ein Pferd in Ungarn zu bezahlen ist schon schwieriger. Wegen des Clearings. Wir dürfen dem Bauern aus Perbal nicht die vereinbarten Pengö auf die Hand zählen. Das hat die schweizerische Nationalbank in Zürich an die ungarische Nationalbank in Budapest zu besorgen, und dazwischen liegen unendlich viele Gänge durch Paragraphenplantagen von ungewohnter Ausdehnung. Dreimal fahren wir hinein nach Budapest, und treppauf, treppab, lift-auf, lift-ab geht's in Kontore, die sich zu endlosen Zeilen reihen.



Taufe des Schimmels von Perbal durch die Zsambéker Schwaben

Wäre nicht der Ferri-Baschi unser Führer, wir möchten uns in dem Labyrinth nicht zurechtfinden. So dehnt sich unser programmwidriger Zsambéker Aufenthalt zu einer Woche aus. Wir dürfen deshalb wohl noch etwas von unsern lieben Zsambéker Schwaben plaudern. Ueberall in der Welt trifft man gastfreundliche und liebe Menschen. Doch dürfte es wenige Orte geben, wo man sich so rasch und so gut einlebt, wie bei den ungarischen Schwaben. Reich sind die schwäbischen Dörfer an Vieh und Pferden und Ackerfrucht und Wein. Weniger reich an Pengö, versichert uns der Richter. Deshalb dominiert der Tauschhandel. Der Dorffriseur bekommt selten bares Geld. Ein Zentner Weizen und zwei Hühner oder eine Gans sei üblich. Dafür hat der Bauer das Recht, sich ein geschlagenes Jahr allwöchentlich zweimal rasieren zu lassen. Nicht wann es ihm beliebt; denn der Friseur geht den Höfen nach wie bei uns der Kaminkehrer. Mitten in der Nacht beginnt er, tagsüber sind die Bauern auf dem Felde. Wenn der Friseur oder sein Geselle an der Türe klopft, dann steht der müde Bauer auf, setzt sich beim Licht der Petrollampe auf den Stuhl, wird eingeseift und abgekratzt, dann packt der Friseur eilig sein Besteck zusammen und macht sich wieder auf den Weg. Die Seife muss sich der Bauer selbst aus den Ohren klauben. Für ein Pfund Weizen pro Mal zu sieben Heller gibt's weder Parfüm noch Puder.

Das Fest der geschmalzenen Brote. Weißt du, was das ist, lieber Leser? Zur Zeit der Maisernte musst du in ein ungarisch-schwäbisches Dorf gehn. Die Ungarn nennen den Mais Kukuruz, auch Türkisch-Korn. Er ist für Ungarn so wichtig wie das Getreide, dient vor allem als Futter für Pferde und Vieh. Hoch steht der Mais im Halm, und der rote Mohn leuchtet in den Feldern. Ordentlich weit hinein ins Maisfeld führt ein schmaler Fußpfad. Eine niedere Hütte aus Stroh, mehr eine Erdhöhle; denn einige Tritte geht's hinunter. Kühler Wein lagert in kleinen Fässern zur Labung der Erntearbeiter auf entlegenem Feld. Um die niedrige Strohhütte stehn gleich Wächtern riesige Sonnenblumen. Schwäbische Mädchen in Tracht und Haube belegen riesige Brotschnitten mit Zwiebeln, Gurken und Lauch, streuen darüber Salz und Paprika - viel Paprika. Um drei oder vier Feuer kauern die Bauern und Erntearbeiter. Dürre abgekernte Maiskolben geben eine gute Glut. An langen Stöcken werden Stücke rohen Specks darüber gehalten, schmelzen in der Hitze und werden dann traufend über die Brotschnitten geführt, bis diese, tiefbraun gebrannt und vollgesogen, schwer in der Hand lasten. Der dicke Janos geht mit dem Heber herum, und herrlich funkelt der Wein im Glase. Zwischen niedergetretenen Maisstengeln kauern die Zigeuner und spielen ihre wehmütigen Weisen und ab und zu einen Czardas. Dann steht wohl ein Schnitter auf und holt sich eines der schwäbischen Mädchen zum Tanz, und ein sonderbares Tanzen ist dies auf den Schollen und Furchen. Wenn aber der Primas seinen Saiten träumerische Lieder von Steppe und Puszta und Ferne entlockt, dann sinnend alle vor sich hin, und ganz fern neigt sich eine goldene Abendsonne zur Tiefe.

Auf dem Gut der Fürstin Metternich. Prächtige, langhornige, ungarische Rinder und Stiere und feurige, schneeweiße Lipizzaner. Kutscher in Livree und Gutsverwalter in Lodenrock und Stiefeln. Die Fürstin ist die Tochter des verwegenen Reiters früherer Zeiten, des Grafen Szandor, des Teufelsreiters. Die Ungarn wissen von ihm mehr Stücklein zu erzählen als vom guten, alten Münchhausen, mit dem Unterschied, dass sie wahr sein sollen. Mögen wir annehmen, dass auch hier Dichtung und Wahrheit sich paarten. Einst, als die Donau schweren Eisgang führte, setzte er mit seinem Rappen vom Ufer auf die erste Scholle und von da von einer zur andern und landete glücklich jenseits des Flusses.

Kirchentreppen, Kirchhofmauern waren ihm willkommene Pisten, seinen Rapphengst im spanischen Schritt einer erschrockenen Mitwelt vorzuführen. Einer Dame, die ihn verschmähte, setzte er mit dem Pferd durchs geschlossene Fenster ins Zimmer.

Welche Erinnerungen aber knüpfen sich an den Namen Metternich! Ein Menschenalter lenkte der Ahne der Gutsherrin die Geschicke Europas und der ganzen Welt. Der größte Feldherr aller Zeiten, Napoleon, erlag seinen Intrigen und seiner Politik der Kulissen, er umspann die unglückliche Jugend des kleinen Königs von Rom mit den Schlingen seiner kaltherzigen Hauspolitik, er warf der Weltgeschichte vierzig Jahre lang Klötze unter die Räder, um dann doch den Märzstürmen einer neuen Zeit zu erliegen.

»Kedves« kommt an den Hafer. Alle Tage mehr. Und dies ist nötig. Die schwäbischen Bauern füttern ihren Pferden nur geschroteten Mais und duftigen Klee. Mais macht die Pferde fett und stark, nimmt ihnen aber das Feuer. Selbst »Kedves« mit seinem arabischen Blut spürt dies. Im übrigen ein Pferd ohne Tadel. Prächtig gebaut, mit korrektem Gang und ausnehmend langem Schritt. Sehr schön sind seine Augen. Dunkle Augen, die träumerisch in die Ferne blicken. Mit »Chüeri« hat er bereits Freundschaft geschlossen, nachdem er ihn lange aufmerksam betrachtete, wie er ihn bellend umkreiste.

Mit dem Clearing ist es in Ordnung gekommen. Wir machen uns fertig zur Reise. Kurz vor Mitternacht schütteln wir unsern Freunden von Zsambék die Hände. Viele geben uns bis vor das Dorf das Geleite. Hinein in die Hügel. »Kedves« geht sicher über den sandigen Feldweg, den wir eingeschlagen. Erst leuchtet uns der Mond, doch in der Ferne wetterleuchtet ein Gewitter, und bald kündet ein harscher Wind sein Näherkommen. Der Schimmel von Perbal kennt keine Furcht. Ruhig geht er dahin. Nur einmal schrickt er zusammen, wie ein Reh erschrocken aus dem Busch flieht und »Chüeri« ihm nachsetzen will. Bald setzt der Regen ein, und wir traben. Weit und breit kein Dorf. Wenn die Blitze über düstere Wolken fahren, scheint ihr Licht allein um unser weißes Ross zu zucken. Schlag folgt auf Schlag, und zweimal ganz nahe ein Krachen, als ob die Erde bärste. Nun gießt es wie aus Kübeln. Wir sind Nass bis auf den letzten Faden und immer noch kein Haus. Unter einen Baum zu flüchten ist nicht ratsam. So ziehen wir zwei Stunden durch den Regen. Endlich ein Gehöft. Dabei hohe Tristen von Stroh. In einen dieser riesigen Strohhaufen ist ein Unterstand eingebaut für die Feldarbeiter. Hier beziehen wir Quartier. »Kedves« wird abgerieben, mit Stroh und Decke eingehüllt und knabbert den Hafer im Kopfsack. »Chüeri« kuschelt sich ganz nahe zu mir. Draußen flotscht weiter ein trostloser Regen.

Es ist an der Zeit, auch des vierten Mitreisenden zu gedenken, der den Bagagetrain im Fordwagen führt und zuweilen, vorausfahrend, die Quartiere besorgt. Vom Militärdienst her ist er an weit größere Tagesdistanzen gewöhnt, als Fliegeroberleutnant lernt Kamerad Rub eine gemächlichere Reiseart kennen. In seinem Wagen hat er Apparate für Film und Bild versorgt, unsere Erinnerungen festzuhalten.

Esztergom ist ein mondänes Strandbad an der Donau. Mit dem sinkenden Abend des folgenden Tages erreichen wir es, während wir die Bruthitze des Nachmittags in den Baumgärten eines Schwabendorfes verbrachten. Mein Reisegefährte hat nebenaus einen Stall ausfindig gemacht mit Hilfe eines Straßenarbeiters, der gebrochen französisch spricht. Wir speisen im Gasthaus und schlafen im Stroh bei unserm Schimmel, zum Frühstück hat uns der Arbeiter eingeladen. Ein großer Krug Milch steht auf dem Küchentisch und Butter und Brot. Dass wir die Gastfreundschaft eines überzeugten Kommunisten genießen, werden wir erst jetzt inne. Unser Gastgeber ist ein hagerer Mann. Die Sorgen eines harten

Lebens haben ihre Runen frühzeitig in sein Gesicht gezeichnet. Er ist mit der Ordnung der Dinge nicht zufrieden, alle Offiziere und Gendarmen und die Pfarrer möchte er mit bezeichnender Gebärde an den Pfosten seines Hauses knüpfen. Wir geben ihm lachend zu verstehen, dass er gleich zwei Opfer vor sich habe. Aber dies lässt er nicht gelten. In der Schweiz und in Frankreich seien andere Verhältnisse. Er verdiene sein kärgliches Brot - wortwörtlich zu nehmen - mit harter Tagesarbeit und darüber hinaus gar nichts. Vierzig Heller betrage sein Tagesverdienst als Steinklopfer, dafür könne er sich einen Laib Brot kaufen, wie er auf dem Tische stehe. Wir sind ordentlich bedrückt und suchen zu beschwichtigen, doch es fällt uns schwer. Bei vierzig Hellern Taglohn fehlen uns alle Argumente, da muss sich der bravste Mann dem Kommunismus verschreiben oder dem Teufel. Ich drücke der Frau fünf Pengö in die Hand für Milch und Brot, aber der Mann will nicht, dass sie es annimmt. Gastfreundschaft bezahle man nicht. Wir haben einige Mühe, ihn zu überreden, das Geld anzunehmen.

Zweiundfünfzig Kilometer moderne Autostraße nach Komaron. Die Durchgangsstraße Wien - Budapest, eine sehr gute Betonstraße, die auch dem Pferdehuf Halt gibt. Trotzdem führe ich den Schimmel von Perbal wenn irgend möglich ins Gelände donauaufwärts. Automobile aller Länder kreuzen und überholen uns; denn auch Ungarn tut heute alles, den Fremdenverkehr anzuziehen.



Am Ziehbrunnen in der slowakischen Puszta

*Wie der Schimmel von Perbal auf eine
weite Reise geht und in fremde Lande zieht*

Die längste Brücke von der Welt, das muss die Brücke von Ungarisch-Komaron nach Tschechisch-Komarno sein. Nicht an Meterzahl, wohl aber an Geduld und Mühe. In den Paragraphenplantagen zu Budapest haben wir uns gar manchen Schein ausfertigen lassen mit vielen Stempeln und Unterschriften und Gegenzeichnungen und Kontrollmarken. Der Gemeindetierarzt von Zsambek, der Bezirkstierarzt von Bia, der Grenztierarzt von Komaron und an jedem Orte ein Obernotar haben unserm Schimmel die besten Zeugnisse ausgestellt und nun, da wir über die Grenze wechseln wollen, fehlt unserm Berg von Dokumenten noch ein Schein, und wir müssen vorläufig im kleinen Hotel am ungarischen Brückenkopf Quartier nehmen, das Resultat von Ferngesprächen und Telegrammen mit Budapest abzuwarten.

Der Friedensvertrag von Trianon hat das alte Komaron wie eine Zitrone durchschnitten. Mitten durch die Stadt fließt die Donau. Der östliche und größere Stadtteil fiel an den neuen Staat der Tschechoslowakei, der westliche blieb bei Ungarn. Mit Ausnahme der Beamten von Tschechisch-Komarno ist auch heute noch die ganze Stadt magyarisch, ja, die Ungarn behaupten, die richtigen alten Ungarn, die »Stockungarn«, wohnten alle jenseits der Donau. Eine Streitfrage, die einst so oder so auf dem Wege der Verständigung beigelegt werden möge.

Drüben bei den Tschechoslowaken scheint's wegen unseres Eintritts auch noch Schwierigkeiten abzusetzen. So gehn wir mehrmals zu Fuß über die gewaltige Brücke, die mit je zwei Bogen, zwei Seitenarme und mit vier gewaltigen Bogen den Hauptfluss der Donau überspannt. Zwei englische Paddelbootfahrer parlamentieren eben mit den tschechischen Zöllnern, sie haben unten an der Donau angelegt, und die Zöllner wissen nicht recht, ob dies als Grenzübertritt zu behandeln sei oder nicht. Der eine dieser Briten misst mehr als zwei Meter, der andere ist klein und dick wie Sancho Pansa und sieht ganz unbritisch aus. Keiner versteht deutsch oder tschechisch, und eine Verständigung zwischen den Wasserpilgern aus dem Norden und den tschechischen Zöllnern scheint sich hinzuziehen bis zum jüngsten Tag. So suche ich längst verstaubte Sprachbrocken hervor, und notdürftig wird ein Einvernehmen zusammengefflickt. Die zwei Jünger Albions können sich nicht genug bei mir bedanken und vernehmen mit dem Interesse englischer Sportsmen, dass wir »Swiss horse-men« seien; denn jeder Engländer hat eine besondere Schwäche für alles, was mit dem Pferd zusammenhängt. Reiter und Paddelbootfahrer mögen für arme Zöllnerseelen abgelegener Grenzposten schrecklich unangenehme Kunden sein; denn man ist schließlich auf seinen guten, alltäglich gleichen Grenzverkehr eingestellt, auf die Praktiken der Früchtehändler, die mit ihrem Langohr hinüberziehn nach Komarno, auf Bauern und sonstige Zivilisten. Fremde kommen übungsgemäß im Kraftwagen angefahren, nur die deutschen Wanderburschen mit dem Rucksack machen eine Ausnahme. Und nun will man plötzlich auch zu Pferd wie in ganz alten Zeiten und im Paddelboot wie in ganz neuesten Zeiten hinein in die schöne Tschechoslowakei, und beides ist außergewöhnlich, und alles Außergewöhnliche wirkt in Amtsstuben unangenehm und störend.

Kurz vor Mittag des folgenden Tages langt aus Budapest die Erlaubnis des Grenzübergangs ein. Unser Generalkonsul Kienast hat uns in verdankenswerter Weise sekundiert. So packen wir eilig auf und satteln. Eigentlich sollte es unsern Schimmel von Perbal sehr wehmütig stimmen, verlässt er doch den

letzten heimatlichen Stall im schönen Ungarlande. Doch er weiß das nicht, und dieses Nichtwissen macht ihn sorglos und unbeschwert. Er tollt an der Leine zum Ziehbrunnen, schlägt hinten aus und wiehert und schnaubt und ist kaum zu halten. Ist dieses Nichtwissen und Nichttahren wohl nicht eine besondere Gnade des Schicksals für die Tiere, die sich vertrauend dem Menschen überlassen, der ihre Geschicke lenkt? Und nehmen nicht zu viele Menschen die Verantwortung vor dem Schöpfer zu leicht, wenn sie ein Tier kaufen wie eine tote Ware und behandeln wie eine tote Ware, ohne Verbindung zu suchen zu seiner Seele? Doch unser Schimmel scheint von keinem Heimweh beschwert. Vielleicht denkt er, dass es zurückgehe auf die sandige, sonnige Puszta; denn sein Aufenthalt in Perbal war ja nur eine Zwischenstation in seinem jungen Leben. Er tänzelt über das Brückenpflaster und versucht sich in Seitengängen und Kapriolen, und ich vermag ihn kaum zu meistern. Doch gleich drüben beim tschechoslowakischen Zoll sind wir noch einmal am Hag. Der tschechische Grenztierarzt ist da und der Zollinspektor, aber wieder fehlt noch eine Formalitätserfüllung, eine Durchreiseerlaubnis des Ackerbauministeriums in Prag. Drei Stunden stehen wir mit unserm Schimmel unter brütender Mittagssonne am tschechischen Brückenkopf, derweil die Zollbeamten am Draht hängen und mit Prag parlamentieren. Zur tschechischen Dragonerschwadron von Komarno können wir nun nicht mehr; denn es wird Abend, und die Dragoner in ihrer schmucken Khakiumform promenieren bereits mit ihren Auserwählten auf dem Korso. So nehmen wir in einem kleinen Gasthof Quartier, der einen ausnehmend guten Stall hat. Sechsenddreißig Stunden benötigten wir, um von einem Stadtteil Komarons in den andern hinüber zureiten.



Kirchgang in der Slowakei

Die Tschechoslowakei, dieser junge Staat, von den Meinungen zweier Welten umstritten, hat in wenigen Jahren eine riesige Aufbauarbeit geleistet, hat im stillen zäh und unermüdlich gearbeitet, ohne große Worte zu machen und sich selbst Weihrauch zu streuen. Ja, fast möchte uns scheinen, er stelle in allzu

großer Bescheidenheit sein Licht unter den Scheffel. Neue Industrien, neue Schulen sind entstanden und entstehen, moderne Autostraßen durchziehen kreuz und quer das Land, meist sind es gute Betonstraßen, die auch dem Pferdehuf Halt bieten, zudem ist fast immer das Seitenbord breit genug, um auf weichem Boden zu traben. Gleichwohl meiden wir diese Verkehrsstränge der Neuzeit nach Möglichkeit, um das bunte Volksleben weltferner Dörfer kennenzulernen, die malerischen, bunten Trachten zu sehn, die von den Frauen und Mädchen auch werktags getragen werden. Es braucht in der Tschechoslowakei keine Trachtenbewegung, um die farbenfrohen, alten Volkskleider und die Volksbräuche vor Verflachung und Untergang zu bewahren. Hier ist die Tracht das Staats- und Sonntagskleid, das Werk- und Alltagsgewand, von Generation zu Generation vererbt und in Ehren gehalten. Meist sind es kostbare, gold- und silberdurchwirkte Stücke von seltener Vielfarbigkeit und doch voll Harmonie. Dazu bauschige, faltenreiche Röcke, immer mehrere übereinander, prächtig bestickte Schürzen. Es soll Dörfer geben, wo noch heute der alte Brauch weiterlebt, den jungen Mädchen alle Jahre einen neuen Rock zu geben. Alle diese Röcke werden übereinander angezogen bis zur Verheiratung. Soviel Röcke, soviel Jahre zählt die Jungfer. Der schlanken Linie mag dies nicht gerade förderlich sein. Die verheirateten Frauen tragen unter den Röcken richtige Reiterstiefel, und wenn ein Trupp von ihnen zur Kirche marschiert, hallt ihr Gleichschritt durch die Dorfstraße, als käme ein Trupp Soldaten. Auch hier noch vermag die weibliche Eitelkeit Nuancen zu schaffen. Es gibt Mädchen, die an ihren Reiterstiefeln reichlich hohe Absätze tragen, für die oft morastigen Seitenstraßen des Dorfes wohl kaum zweckdienlich. Doch welche Opfer bringt nicht jede Tochter Evas gerne und willig dem Götzen Mode?

Immer mehr gewöhnt sich der Schimmel von Perbal an die Hilfen des Reiters, an Schenkel, Sitz und Zügel. Sein langer, schlanker Trab ist fließend und angenehm. Dass er immer wieder versucht, in den Zügel zu reißen, ist seiner Rekrutenhölzigkeit zuzuschreiben und kann nur allmählich und mit Geduld korrigiert werden.

In endloser Ferne sinkt der Feuerball der Welt hinab, übergießt verschwenderisch den Horizont mit Gold und läßt die schmalen Schatten der weißstämmigen Birken weit über die Felder gleiten. Der Schimmel von Perbal hat bereits fünfzig Kilometer hinter sich getrabt, sehr viel bei dieser tropischen Hitze, die nur langsam einem schwülen Abend weicht, erstaunlich viel für eine Remonte, die zum erstenmal den Reiter trägt. Kamerad Rub hat ein feines Quartier ausgekundschaftet, etwas abseits der Straße. Ein Gut des Grafen Karoly. In diesen Ländern des Ostens ist jeder Fremdling willkommen, der an das Schloßportal oder die Hoftür pocht. Vielmehr noch, wenn er nach dem Brauch längst verflossener Zeiten zu Ross anrückt. Für den Schimmel von Perbal ist bereits ein weiches Strohlager aufgeschüttet. Erst darf er noch in den Schloßteich, die Mückenstiche auszubaden, und eifrig strampelt er mit den Vorderhufen so, dass mir das Wasser bis über die Schultern spritzt. »Chüeri« schaut sich die Sache vom Ufer aus an und ist um keinen Preis hereinzulocken.

Weite Oekonomiegebäude gruppieren sich unter alten Bäumen zu einem kleinen Dorf. Inmitten eines blumenreichen Garten liegt das Herrenhaus, in dem wir Quartier nehmen und gleich zu Tisch geladen werden. Der Verwalter ist ein alter Gentleman, im Dienste des Grafen Karoly ergraut. Er hat die wechselvollen Zeiten des Krieges und der Nachkriegsjahre auf diesem riesigen Gute mitgemacht, das heute, nach seiner Meinung, nur noch ein Bauernhof ist. Er und seine Gemahlin, auch die beiden

Töchter, sprechen ein gutes Deutsch. Wir sitzen in der Weinlaube; denn in den Zimmern und Sälen brütet noch die Tageshitze. Der Verwalter erzählt, und wir haben einmal mehr Gelegenheit, mit vorgefassten Meinungen in Zwiespalt zu geraten. Beim traulichen Schein zweier Petrollampen - diese entlegenen Gutshöfe, auch die meisten Dörfer, kennen noch nicht das Wunder der weißen Kohle - entrollt er uns die Tragödie des Gutsadels der Vorkriegszeit. Ganz so schlimm wie in Rußland ging es in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Doppelmonarchie den Großgrundbesitzern nicht. Man ließ sie am Leben. Das ist aber auch fast alles. Graf Karoly besaß vor dem Kriege 124'000 Katastraljoch - das sind etwa 45'000 Jucherten - fruchtbarstes Land, ohne die Jagden und Wälder. Von diesem enormen Besitz sind ihm drei Güter zu je 1000 Katastraljoch geblieben. 70'000 Katastraljoch fielen an Rumänien, und eine Entschädigung wurde nie ausbezahlt, hier in der Tschechoslowakei wurden die Güter unter Entschädigung enteignet, jedoch mit so hohen Kriegssteuern belegt, dass praktisch nichts übrig blieb als gegenseitig wohlausgefertigte Quittungen. Seine ungarischen Güter wurden eingezogen. Graf Karoly war es, der im Jahre 1918 unter Volk und Heer der Ungarn die Parole warf, den Krieg zu beenden und heimzukehren. Die Ungarn stellten ihn später deshalb vor ein Kriegsgericht, verwiesen ihn auf ewige Zeiten des Landes und zogen seine ungarischen Güter ein, um sie an die Bauern zu verteilen. Auf dem Gutshof rosten riesige Dampflokomobile und zehnscharige Pflüge. Die weiten Stallungen, die Platz für fünftausend Rinder bieten, stehen fast alle leer. Eine Pferdezucht von dreihundert herrlichen Stuten ist gänzlich eingegangen. Vom demokratischen Standpunkt aus mag man diese Neuordnung der Dinge billigen, vom wirtschaftlichen kaum, wenn wir die Verwalter dieser Domänen hören. »Kleine Güter fressen die Bauern selbst, die Staatsgüter die Bürokraten, die großen Privatgüter machten den Staat reich und erhielten die Allgemeinheit. Man wird sehn!« Diese Glocke darf man auch hören, nachdem uns zwanzig Jahre lang gesagt wurde, der Krieg habe die Reichen reicher, die Armen ärmer gemacht. Auf den Gutsadel des Ostens trifft dies jedenfalls nicht zu.



Abend an der Nitra

Der größte Grundbesitzer ist heute noch der Fürst Esterhazy. Er soll noch mehr als 500'000 Joch besitzen, das meiste in Ungarn, wenig in Rumänien, hier in der Tschechoslowakei und fast das halbe Burgenland in Oesterreich. Er besitzt mehr als hundert Schlösser, und da sie ihm nur Lasten bringen, hat er sich entschlossen, einige davon an jeden, der sich meldet und die Notariatskosten bezahlt, zu verschenken. Niemand hat Lust dazu; denn diese Schlösser verschlingen riesige Unterhaltskosten, sind ohne die dazu gehörenden Landgüter ertraglos und selbst mit den Gütern, von deren Nutzen achtzig Prozent weggesteuert werden, ein unerfreulicher Ballast. Der Besitzer ist meist nur noch der unbezahlte Verwalter des Staates.

Der Gutsverwalter leuchtet uns zu mitternächtlicher Stunde in die Schlafkammer und zündet selbst die Kerzen des massiven Doppelleuchters an. Die Tageshitze ist endlich durch die weit offenen Fenster entwichen, und draußen im alten Park wirft der Mond seine blassen Streifen durch die Kronen und Wipfel mächtiger Baumriesen. Zehntausende von Grillen zirpen, sonst ist kein Laut zu hören. An der Wand glänzt im fahlen Mondlicht ein silbernes Kruzifix, und halb aus dem Schatten tritt in schwerem Goldrahmen das Bild irgendeines magyarischen Edelmannes aus dem achtzehnten Jahrhundert. Die gepuderten Perückenlocken umrahmen ein stolzes Gesicht, und die Darstellung des Malers ist so plastisch, dass man glauben möchte, der alte Kavalier könnte plötzlich niedersteigen, aus seiner goldenen Dose eine Prise nehmen und dann durch diese ihm wohl bekannten Säle schreiten. Ja, damals, das müssen noch Zeiten gewesen sein. Da gab es noch keine Güteraufteilung, da war einer ein König auf seinem Landschloß, und jedem Winke dieser feinen Hand, die aus Spitzenmanchetten ragt, mochten Tausende von Knechten gehorchen. War das besser? Was hatte doch der Verwalter gesagt: »Früher waren diese Bauern nur Knechte, aber sie hatten keine Sorgen. Jetzt sind sie Herren ihres Ackers und arme Hunde, die meist nicht aus und ein wissen. Gibt's ein Fehljahr, so ist kein Herr mehr da, der die Abgaben erlässt und noch einen Zuschuss aus dem eigenen gibt. Vogel friss oder stirb ist die Parole vom Neujahrsmorgen bis zum Sylvesterläuten. Nun kann jeder nach seiner Façon selig werden. Geben wir zu, dieser Verwalter sieht alles von seinem Standpunkt aus, und er mag nur die Schattenseiten der Neuordnung sehn und das Gefühl des selbständigen Bauern, der ein freier Mann ist auf seiner Scholle, auch wenn es eine karge Scholle ist, nicht ermessen. Und seine Bauern möchten ihm wohl antworten, was ein Berner Oberländer jenem Zeitungsschreiber erklärte, als er fand, sein Heimet sei wohl »stotzig«: Wär's nit stotzig, wär's nit mis.« Jede Neuordnung zertrümmert alte Rechte, und wer die Kosten zahlt, dem mag man auch das Recht einräumen, zu schimpfen und nicht nur sieben Tage, wie die alten Appenzeller, sondern ein ganzes Leben lang. Das ist vielleicht nicht das stolzeste Vorrecht der Demokratie, aber es ist doch eines und als Ventil für aufgestapelten Unmut kein schlechtes, will uns scheinen. Da wir aber wohl umsonst diese Probleme der Großgüter durch unsere Gedanken wälzen, drehen wir uns herum und versuchen trotz dem Mondschein, der den Magyaren an der Wand langsam in den Schatten gleiten läßt, einen kurzen Schlaf.

»Dobri den, pan! - guten Tag, Herr!« weckt mich ein barfüßiges Slowakenmädchen, das einen Krug frischen Wassers hereinträgt und dann mit den Stiefeln wieder davontrippelt. In der Weinlaube ist schon das Frühstück auf dem Tisch, frische Milch und körniges Schwarzbrot, weiche Eier und Käse. »Heiß wird's werden, heute«, begrüßt uns der Gutsverwalter, »und gegen Abend gibt's ein Gewitter«. Von der

Weinlaube sieht man hinüber zum Taubenschlag, der auf hohem Pfahl über die Büsche des Vorgartens ragt. Der Taubenschlag ist das Wahrzeichen des adeligen Herrensitzes. Im Mittelalter durften nur die Gutsherren sich Tauben halten. Um diesen hochragenden Taubenschlag ist ein immerwährendes Flattern, und wie richtig der Volksmund vergleicht mit dem Sprichwort, es »gehe ein und aus wie in einem Taubenschlag«, mag uns hier zum Bewusstsein kommen. Der Verwalter gibt uns noch ein Stück weit das Geleite, dann verabschieden wir uns mit vielem Dank und traben auf sandigen, weichen Wegen. Der Schimmel von Perbal schnaubt in den taufrischen Morgen, und »Chüeri« tollt weit seitab, und mehrmals jagt er hinter einem Hasen her, ohne auf unsern Zuruf zu achten. Doch, so flink unser Entlebucher dahinpfeilt, diese Meister Lampe führen ihn nur an der Nase herum, schlagen Haken links und Haken rechts herum, und »Chüeri« hat das Nachsehn.

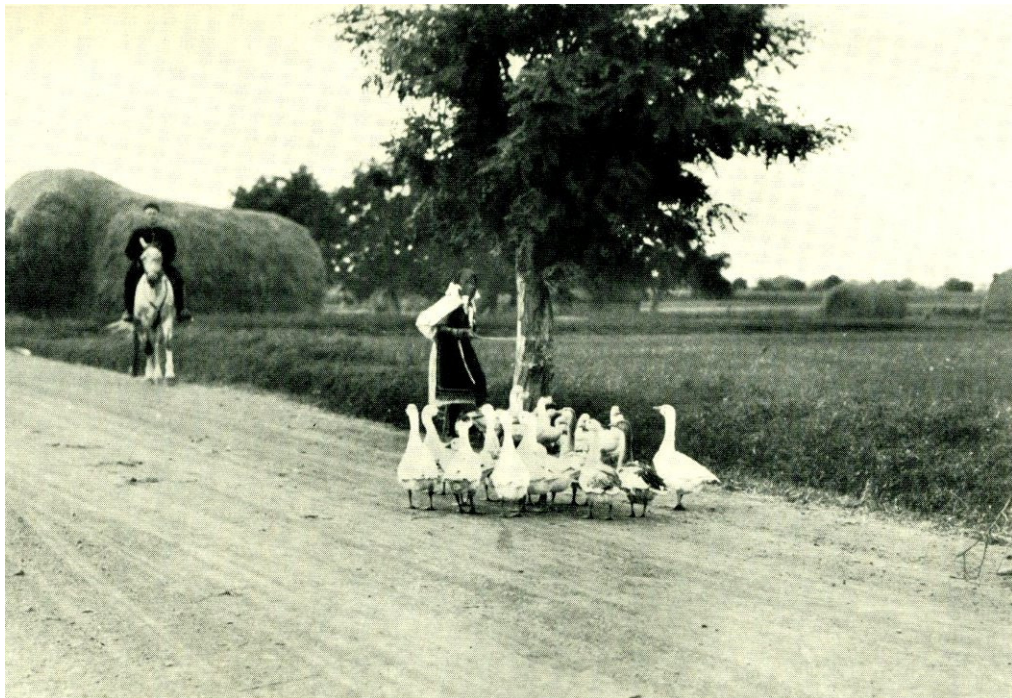


Dorfgasse in der Slowakei

Die Gendarmen gehn hier mit aufgepflanztem Bajonett herum, und oft haben wir unsere Freude, wenn einer mit viel selbstbewusstem Stolz einen Dorfteich umschreitet. Sie sind übrigens höfliche Leute, und wenn man sich als Schweizer zu erkennen gibt, hat man schon einen Stein im Brett. Es gibt unter ihnen auch Chauvinisten. Spricht man sie deutsch an, dann zucken sie etwa die Schultern und verstehen nichts. Spricht man sie aber erst mal französisch an, dann erhält man fast immer die Einladung, deutsch zu sprechen. Es gibt in den Grenzzonen oft auf ein kleines Dorf sieben Gendarmen, sie tragen schmutzige Uniformen und gelten bei den Dorfschönen als gute Partien. Begreiflicherweise. Auf Photographenapparate sind sie scharf wie Bullen auf das rote Tuch. Uns schützt ein Ausweis des Innenministeriums. Dass man keine militärischen Objekte filmen soll, wissen wir, und dass in den Grenzgebieten besonders strenge Vorschriften bestehen, verstehen wir durchaus. Nur vermögen wir nicht einzugehen, was ein einsamer Dorfteich oder ein Ochsendgespann in der Furt eines Flusses für strategische Objekte sein mögen, und es ist wohl nur Uebereifer, dass uns einst ein besonders pflicht-

beseelter Jünger der Hermandad samt unsern Apparaten zusammenpacken und auf den nächsten Posten führen will. Mit vieler Mühe können wir ihm dies ausreden und müssen dabei noch ordentlich auf unsern Schein pochen, bis er endlich beigibt. Bei den Bauern stehn sie in Respekt und werden begrüßt wie in alten Zeiten die Burgherren. Ihr Dienst scheint kein allzu strenger zu sein, nach der Abnützung ihrer Ledergürtel kann man fast das zunehmende Gewicht der Dienstjahre abzählen, alle zwei Jahre ein Loch weiter hinaus, bis man mit der Aale dem ärarischen Höchstmaß noch ein oder zwei Löcher zusetzen muss.

*Wie der Schimmel von Perbal durch die Slowakei trabt
und viele Freundschaften schließt*



Gänsegretel in der Slowakei

Wir ziehen durch die fruchtbaren Gebiete der Slowakei. Eine wahre Gluthitze lagert über den Kornfeldern, auf denen die Slowaken ihre Ernte einbringen. So weit das Auge streift, sind die endlosen Felder belebt mit Gespannen langhorniger Stiere, mit Pferdezügen und vereinzelt Dampflokomoiblen, die die Dreschmaschinen treiben. Das Stroh wird auch hier nicht unter Dach gefahren, wie bei uns, sondern im Freien zu haushohen Mieten getürmt, nur die Körner führt man nach Hause. Auch das Heu bleibt im Freien, und mehr als einmal sehen wir einen riesigen Brand, der solche Mieten zerstört. Die Feuerwehr rast auf altväterischer Spritze herbei, und meist wird nur in Eimern das Wasser von Hand zu Hand gereicht, den dünnen Strahl des Hydranten zu speisen. Fast immer muss sich die Wehr auf die Bekämpfung weitem Umsichgreifens des gefräßigen Elementes beschränken, den Feuerherd selbst anzugehn reicht das mühsam beschaffte Nass nicht aus.

Wenn die Gänsegretel mit ihren schnatternden weißgefiederten Scharen auftauchen, dann künden sie die Nähe eines Dorfes. Unzählige Gänserudel, und jeder der Gelbschnäbel kennt genau seinen Trupp. Wehe dem, der in eine fremde Kuppel abirrt, er wird mit Geschrei, Flügelschlagen und Schnabelhieben weggejagt. Unendlich lang ist der Weg von einem Dorf zum andern und knöcheltief oft der Staub auf der Straße. Die Dörfer gleichen den ungarischen Siedlungen, die meisten Häuschen sind mit Stroh bedacht, alle ebenerdig ohne Stockaufbau, das Wohnhaus an die Straße gestellt und einem meist morastigen Seitenweg entlang die niedern Ställe und Schuppen. Wie alle Slawen sind die Slowaken gastfreundlich und Fremden gegenüber zuvorkommend. Ihre Sprache ist ein Dialekt des Tschechischen und für uns kaum unterscheidbar. Eine Hauptsorge bildet in heißen Sommern in den weiten Ebenen die Wasserversorgung. Uralte, tiefe Ziehbrunnen, die in finstern Schächten das kostbare Nass sammeln,

stehen meist an den Dorfstraßen. In Eimern an langen Drahtseilen wird das Wasser über eine Welle hochgekurbelt oder auch mittels wagförmiger hoher Balkengestelle heraufgeholt. Neben dem langhornigen Steppenvieh trifft man unsere Simmenthaler Rasse in jedem Dorf. Die Schweine sind meist wollig wie Schafe, Ziegen sieht man selten.

Wir lassen Nitra links liegen und traben hinauf gegen Trencin. Es gibt da verlorene Nester, abseits der großen Heerstraße, wie dieses verträumte Popolcianky mit seinen weiten Ententeichen und den niedrigen Hütten, mit Binsen und Stroh bedacht. Und dieses staubige Klitzke Hradiste mit seinen dreckigen Sauen und dieses Hornany mit seinen Fliegenschwärmen. Zu unserer Rechten wellt sich das Land hin zu fernen Hügeln und den Bergen Karpathorußlands, dem südöstlichen Zipfel der Slowakei, der sich unendlich weit dehnt hinunter nach Rumänien. Sechs Nationen bewohnen dieses Gebiet, das in vielem unsern Voralpen gleicht. Sie sind sich alle etwas spinnefeind und verkehren nur in geschlossenen Sippen. Huzulen, Ruthenen, Rumänen, Russen, Slowaken und Juden. In alten Zeiten waren sie Räuber, jetzt treiben sie friedlichere Gewerbe. Vieh- und Pferdezucht bildet die Hauptbetätigung der Huzulenstämme, und ihre kleinen, struppigen Pferde gelten als besonders ausdauernd, zäh und genügsam. Die Ruthenen und Bergslowaken sind Hirten und Flößer, die in monatelanger Fahrt riesige Baumstämme, zu Flößen zusammengebunden, in halsbrecherischer Fahrt die Theiß hinunter in die Donau führen und oft bis ans Schwarze Meer.

Der Schimmel von Perbal macht sich. Mit Ausdauer und Fleiß trabt er die Meilen hinter sich. Ein Kilometer Schritt, zwei Kilometer Trab, das bringt er schon ganz gut heraus. Er geht schön weich am Zügel. Mit Lust trabt er mitten durch die vielen Ententeiche, und flügelschlagend mit viel Lärm flüchten sich schnatternd die weißgefiederten Scharen vor seinen platschenden Hufen. Solch ein Bad ist für ein junges Pferd so nützlich wie ein Ruhetag. Man muss sich Zeit nehmen, einige Augenblicke im Wasser zu verharren, das erfrischt die Sehnen und Nerven. Jedes Dorf hat seine Pferde- und Viehschwemme, und kehren die Bauern mit ihrem Gespann zum Felde zurück, so verfehlen sie nie, ihre Pferde oder Stiere am leeren Wagen durch die Schwemme zu leiten. Abends wird das Vieh hineingetrieben und von den Dorfschönen mit Bürste und Schwamm sauber gefegt. Oft ist das Wasser dann eine kaffeebraune Brühe, doch ist es immerhin noch Wasser, und ist das Vieh nach Hause getrieben, so dient der Tümpel den Slowakenkindern noch als Bad.



»Chüeri« im slowakischen Dorf

Bylnice hat kein Gasthaus. Eine kleine Pinte und nebenbei ein kleiner Stall. So kehren wir ein. Eine einzige, dunkle Gaststube voll Fliegen, Hühner unter den drei Tischen. Besser gefällt uns die Weinlaube. Die Küche im Freien in einem Bretterverschlag und gleich nebenan eine kleine Backstube; denn der Wirt ist zugleich Dorfbäcker. Ein wohlbeleibter Sechziger, etwas schlampig und etwas schmierig. Ueber den Hosengurt quillt der Bauch, und genau den gleichen Seehundsschnauz hat er wie der Ferri-Baschi von Zsambek. Ausgetretene Pantoffeln, die stets dahinten bleiben möchten. Die Wirtin führt das Regiment in Küche, Wirtschaft, Hof und Backstube. Sie spricht tschechisch, slowakisch, ungarisch und deutsch. Wenn sie im Türrahmen ihres Küchenverschlages erscheint, füllt sie die ganze Oeffnung aus: »Und so schlank woar iach, wia iach den Chiga geheiratet hoab, die Herren mechtens net glaub'n.«

Der »Chiga«, das ist der Wirt in den Pantoffeln. Sie kommandiert ihn von früh bis spät, und er gehorcht wie ein altes, störrisches Pferd. Versucht er einmal, wider die Kandare zu löcken, so deckt sie ihn mit dem schweren Artilleriefeuer ihrer Beredsamkeit zu. Bald schmeichelt sie, bald droht sie: »Chiga, mein Liebling, wirst du Heu hergebn fiar doas Pferd von dia Herren, joa? Uond an Hoafer wiarst kaffn gehn, joa! Oaber mach doch schon, dua alter Oachs, woas stehst denn allweil herum. Jessas, wo hoast du dia Semmeln? Du hoast keine Semmeln? Du hoast darauf vergessn, du Idiot? Gleich wirst du Semmeln einschieben fiar dia Herrn, verstehst du?«

Sie wirft auf dem kleinen Herde die Pfannen und Kessel herum, dass die Fliegen sich entsetzt auf Brot und Käse flüchten. Der Chiga ist eigentlich nur ein Lohnbäcker. Die Slowakinnen bereiten selber ihren Brotteig und bringen ihn zum Bäcker, der gegen geringes Entgelt die Brote ausbäckt. Dreißig Heller für das Stück, ein niedriger Lohn. Und um diese dreißig Heller Backlohn möglichst auszunützen, werden riesige Brote geknetet, Zehn- und Zwölfpfünder. Die Wirtin kann sich oft wegen dieser großen Brotlaibe ereifern, und wieder muss stets der Chiga den Buckel hinhalten. »Ein Trottel ias ear, dear Chiga«, erklärt

sie mit rotem Gesicht: »Dia Weibersleut fiahren eahn oan dear Noas'n herum. Hoat eine oan schene Fratzen, da mecht er Eahna goar kein Geld nehma, der alte Esel. Mein Gott, wenn iach gwußt hätt voar dreißig Joahren, wia dear ausfallen mecht, net oang'schaut hätt ich ehn.«

Derweil die Wirtin kocht, schütten wir Stroh auf im Stall, unserm Schimmel und »Chüeri« ein weiches Lager zu bereiten und auch für uns eine Ecke herzurichten. Da tönt es wieder von der Küche her: Wunschen dia Herren ainen Ganselbroaten?« Aber wir haben in dieser Slowakei schon so viele Ganselbraten hinter uns, lieber nicht, »Also kainen Ganselbriatn essen die Herrn? Net zum glaubn. Noa, da werd ich Eahna ain Backhähnderl moachn. Chiga! Chiga! Wo steckt ear denn schoa wiada, dear Fallot! Chiga, main Liabbling, geh' ein Hehnderl fangen fiar dia Herrn', ein fettes.« Und die Pantoffeln schlürfen über den Hof, und bald hören wir hinten zwischen den Strohmieten aufgeregtes Gackern und Flügelschlagen, und es dauert ordentlich lange, bis sich der dicke Chiga bei seiner Manka zurückmeldet, um gleich wieder seinen Schnauzer einzufangen: »Woas bringst du doa fiar a klains Heanderl, du Ochs, du ausgewachsener. Dass due bled bist, des hab' ih eh gewusst, oaber soo bled, des mecht miar net einfalln.« Das Kochen versteht die Frau Manka, das muss ihr der ärgste Feind lassen, sie stellt aber dafür auch ihr Licht nicht unter den Scheffel: »Mechtens zugreifn dia Herrn, deas is oalles sehr guat gemoacht. Ich koche nuar miat reiner Butta, deas moacht niemand so fain wia ich. Deas is main Stolz, die Küchn, doa kämmt miar kaine noach.« Und wie wir zustimmend nicken: »Wem dia Herrn morgen noach hiar sain? Net? Deas is oaba schoad, doa hätt iach Eahna Gselchtes gebn können mit Kümmel, so woas Guates hoabens dia Herrn iahr Lebtag ne gessen.«

Es schläft sich gut im Freien, nur die Stechmücken sind unangenehm, und mit dem ersten Sonnenstrahl ist es mit dem Schlafen endgültig vorbei. Diesmal übrigens schon früher; denn irgendeiner dieser slowakischen Hahne hat sich in der Zeit geirrt, und sein hoher Morgenruf kräht schon um zwei Uhr vom nahen Dünghaufen. Wir werfen einen Maiskolben nach ihm, aber er wechselt nur seinen Stand und kräht weiter. Mit der Morgendämmerung gehen die Fliegen zum Nahkampf über, und nichts ist unangenehmer als dieses niedliche Geschmeiß, dessen Nützlichkeit in der Schöpfung wohl mit Recht umstritten bleiben wird. Also: Ruckauf und hinüber zum tiefen Ziehbrunnen, den Schlaf aus den Wimpern zu spülen. Der Chiga schiebt eben seinen ersten Schuss Brote ein: »Dobri den, pan!« grüßt er, ohne von der Arbeit aufzublicken. Er scheint etwas verlegen und irgend was auf dem Herzen zu haben, mit dem er nicht herauszurücken weiß. Doch wie er den Ofen schließt, nimmt er die lange Brotschaufel bei Fuß und blickt uns treuherzig an: Waß ssagn die Errn su maine Ffrau, der Manka? Fesch, waß? Oh, gutte Ffrau, gut kochen und haußen. Aber so - wie ssagt man germanisch - so ennergisch, ja.« Und wie wir beistimmend nicken: »In Schwaiz auch sso ennergische Ffraun? Joa? Wirrd sich überall gleich sain mit Ffraun, ennergische und sahme. Man muss Ffraun erssiehn, wenn jung ssind, sonst nicht gutt.« Er scheint die Gelegenheit verpaßt zu haben, wenn wir an die Manka von gestern denken. Doch die frühe Morgenstunde, wenn seine Manka noch schlummert, gehört ihm, da ist er Herr im Haus, und aufgeräumt, und so wortkarg er gestern Abend war, so redselig ist er heute früh. Er erzählt vom Krieg; von seinen Heldentaten weiß er wenig zu berichten, trotzdem wird er uns nachher drei Tapferkeitsmedaillen zeigen. In der russischen Gefangenschaft ging es ihm nicht schlecht, er machte Zigaretten und durfte vom Lager aus damit Handel treiben. Die Manka schickte einige Male sogar Geld, und das vergisst er ihr nie, wie er versichert. Vielleicht hat er nur wegen des Krieges die Gelegenheit verpasst, seine Manka zu erziehen.

Der Schimmel hat ein loses Eisen. So gehn wir mit ihm hinüber zur kleinen Dorfschmiede. Der Schmied ist ein langer, hagerer Mann. Er spricht nur slowakisch, und wir verstehen kein Wort von dem, was er in einem fort erzählt, während er die Esse schürt. Für seine Arbeit fordert er so geringen Lohn, dass ich etwas zugebe, was ihn höchlichst zu verwundern scheint. Der Chiga weiß uns nachher seine Redseligkeit zu erklären. Er macht eine bezeichnende Gebärde vor der Stirn: »Ist sich etwas narrisch, der Schmied. Im Krieg err ist gewessen in Schützengraben sso, dann sein gekomm ein Bomba unnd aben gemmacht viell Erde auff Kopf, unnd arme Schmied ssein blieben - wie ssagt man germanisch - ssein blieben narrischer Mann.«



Slowakisches Gespann

Ein Rasttag ist nur ein Ruhetag für »Kedves«, unsern Schimmel. Und für »Chüeri«, der vor der Stalltüre in die Sonne blinzelt. Wir selbst haben ein vollgerüttelt Maß Arbeit. Füttern und tränken und striegeln und bürsten und dann gleich hinter die Schreibmaschine, derweil Kamerad Rub den Stall zur Dunkelkammer wandelt, seine Bilder zu baden.

Wenn wir durch die Dörfer ziehn, haben wir auf »Chüeri« zu achten; denn in allen diesen slowakischen Nestern hat's Hunde aller Rassen und Größen und Gemütsveranlagungen. Die meisten scheinen Choleriker zu sein, geraten gleich in heftigen Zorn, sind bissig und angriffig. Fremde Hunde im Dorf sind ihnen ein Dorn im Auge, und taucht so ein Neuankömmling auf oder auch nur ein Durchreisender wie unser »Chüeri«, dann wird er gleich aufs Korn genommen und rudelweise mit Gekläff verfolgt. Oft muss ihm »Kedves« zu Hilfe eilen, und unser Schimmel von Perbal, als richtiges Puszta-Pferd, versteht es, die Hunde in Respekt zu halten. Er schlägt hinten aus und nimmt auch oft den Kopf tief, um auf den Vorderhufen eingestemmt, hinten im Kreise herumzuschlagen. Nur einmal scheint die Sache gefährlich

zu werden. Eine gewaltige Dogge, wenn auch keine rassenreine, ist unter den Angreifern und lässt sich durch den Schimmel nicht abschrecken, sondern versucht, ihn bei den Fesseln zu packen. Da erhält sie einen gewaltigen Schlag mit beiden Hinterhufen, überkegelt sich und schleicht sich winselnd beiseite. Nach solchen Kämpfen kommt sich unser »Chüeri« stets als Sieger vor.

Das Leben auf dem Lande ist billig. Für achtzehn Kronen, also drei Schweizerfranken, kann man sich wohl unterbringen, bekommt sogar alle Tage Ganselbraten, lieber zweimal als nur einmal, auf sonstigen Komfort wird man ja nicht Anspruch erheben. In den Städten schnellen die Preise ruckartig in die Höhe und liegen sicher im Durchschnitt über unsern schweizerischen Gaststättepreisen. All das viele Papiergeld, das so ansehnlich aussieht und die Brieftasche schwellt, schmilzt oft erstaunlich rasch unter dem gezückten Blei des Zahlkellners, der verwunderlich lange Noten zusammenbringt, gerade wenn man glaubte, besonders sparsam bestellt zu haben. Leider ist der Ruf der »teuren Schweiz« noch nicht verhallt. So weit wir kommen, immer wieder hören wir den sehnsuchtsvollen Wunsch, einmal in unsere Berge zu reisen und zugleich die stille Resignation, dass so etwas unerschwinglich sei. Unsere Propaganda müsste da noch intensiver einsetzen und mit Zahlen belegen.

Aus dem gewaltigsten Zusammenstoß der Geschichte ist der junge Staat der Tschechoslowakei hervorgegangen. Zwei Gedankenwelten, zwei Zeitalter stießen aufeinander und zertrümmerten in ihrem Zusammenprall, was Jahrhunderte bestanden und durch Tradition und wirtschaftliche Gegebenheiten trotz allem festgekittet schien. Auf der einen Seite der durch parlamentarischen Firnis nur leicht übertünchte Feudalismus des habsburgischen Absolutismus - auf der ändern eine junge nationale Idee, getragen vom fanatischen Freiheitswillen einer glaubensstarken Emigration und gedeckt durch eine immer stärker werdende Demokratie. Im Lande selbst dachte noch im Jahre 1917 niemand an eine Loslösung von Habsburg, eine staatliche Autonomie im Verband der Doppelmonarchie schien ein ersehenswertes Höchstziel. Der Sohn eines kaiserlichen Kutschers und einer Magd war vom Schicksal ausersehen, die älteste und stolzeste Dynastie der Erde um ihre reichsten Kronländer zu bringen. Thomas G. Masaryk stammt aus Hudonin. Sein Vater, Josef Masaryk, trug die tressenumschnürte kaiserliche Livree eines habsburgischen Landgutes und fuhr mit seinem leichten Jagdwagen die Gäste zur Bahn, wenn sie mit der Beute eines kurzen Jagdaufenthaltes an den Wiener Hof zurückkehrten. Seine Mutter, Theresia Kropackova, diente als Magd. Der junge Thomas musste dem Vater helfen beim Anschnüren der kaiserlichen Gutsperde und durfte zuweilen zur Schmiede reiten. So fasste er von Kindsbeinen an eine Vorliebe für das edelste Tier der Schöpfung, und die Liebe zum Pferd hat ihn nie verlassen bis ins höchste Alter. Der alte Masaryk wollte, dass sein aufgeweckter Junge auf der Stufenleiter des Lebens einige Sprossen hoher komme. Er sollte nicht kaiserliche Kutschperde, sondern junge Menschen lenken. Dass er einst die Zügel der Regierung des alten Königreichs Böhmen ergreifen würde, das mochte sich der einfache Gutskutscher wohl kaum träumen lassen. Er sparte sich manche Krone vom Munde ab, um seinen Sohn in die Mittelschule von Hustopeč und nach Brunn und Wien zu schicken, sich den Doktorhut zu holen. Später ist er in Leipzig und vermählt sich 1878 drüben in Amerika mit Charlotte Garrigue. Er habilitiert sich an der Wiener Universität und erhält im Jahre 1882 einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Prag, gründet nebenbei Zeitungen und gibt Zeitschriften heraus, was seiner Beförderung zum ordentlichen Professor nicht sonderlich dienlich ist; denn von Wien aus wird sein

Slawismus mit Argwohn betrachtet. Viele Reisen führen ihn um die halbe Welt, dreimal ist er bei Leo Tolstoi, den er glühend verehrt. Reichsratsabgeordneter und Mitglied des böhmischen Landtages, tritt er aktiv in die Politik der Doppelmonarchie und kämpft mit Wort und Schrift unermüdlich für ein scheinbar unerreichbares, fernes Ziel: die Selbständigkeit des alten Königreichs Böhmen, die Vereinigung der Tschechen und Slowaken zu einem autonomen Staat, wenn auch unter Habsburg.



Slowakischer Hof

Den Traum der Freiheit haben viele geträumt, doch die Erfüllung des Traumes ist für den nähern Osten mit nur zwei Namen verwoben - Jozef Pilsudski, Thomas G. Masaryk. Sie senkten das Saatkorn ihrer Sehnsucht in die von fremden Hufen zerstampfte heimatliche Erde, und sie griffen, als die Zeit gekommen war, zum Schwert, die harte Rinde zu spalten, dem jungen Trieb die belebende Wärme der Sonne zu geben. Zwei Männer, so verschieden nach Abkunft und Art und doch so ähnlich in ihrer Zielstrebigkeit und unermüdlichen Energie, die Kerker und Verbannung mit unbeirrbarem Glauben an die Auferstehung ihrer Heimat von jahrhundertelanger Fremdherrschaft ertrugen. Sicher war das Schicksal des stolzen, alten Königreichs Polen unter dem Regime des zaristischen Moskau ungleich härter, als das des schon fast traditionslos gewordenen Königreichs Böhmen unter dem trotz zentralistischer Wiener Bürokratie doch wienerisch-gemütlichen und patriarchalischen Habsburgerregime. Schon aus diesem Grunde - ganz abgesehen von verschiedenartiger Veranlagung und Temperament - sind die beiden Staatengründer unserer Zeit auf ungleichen Wegen zum Ziel ihrer verzehrenden Sehnsucht gelangt. Pilsudski war ein Romantiker, ein unruhiger Phantast, ein Sprühgeist und Haudegen und in den Augen der zaristischen Polizei mehr ein verspotteter Freischärler und Revoluzzer als ein gefährlicher nihilistischer Verschwörer. Masaryk war ein Dogmatiker, ein Gelehrter, bei aller Unrast ein ruhig abwägender Realist, für die Hofburg wohl nur ein unangenehmer Intellektueller. Pilsudski organisiert Putsche, entlarvt und verfolgt zaristische Spitzel und Provokateure, organisiert Strafexpeditionen gegen

Gendarmerie und Truppen, überfällt Bankpaläste und Regierungsgebäude und zerstört Kasernen, wird fünf Jahre nach Sibirien verbannt und emigriert nach harter Kerkerhaft. Masaryk aber erweckt das seit Jahrhunderten entschlafene Nationalbewusstsein der Tschechen und Slowaken, knüpft an den dünnen Faden einer verschütteten Tradition seine unermüdliche slawische Erneuerungslehre und führt vom Lehrpult und Redaktionstisch aus den Kampf für Ideen, die der großen Masse noch als neblige Gebilde ohne feste Umrisse erscheinen.

Das Problem der österreichisch-ungarischen Monarchie wäre vielleicht doch gelöst worden, hätten nicht die Schüsse von Sarajevo einen blutigen Strich unter die trotz allem glorreiche Geschichte vieler Jahrhunderte gezogen. Die Selbständigkeit der Donauvölker, vereinigt zu einem losen Staatenbund unter der Stephanskronen, erschien auch Masaryk als genügend weit gestecktes Ziel und würde wohl den wirtschaftlichen Notwendigkeiten und Lebensbedürfnissen zuträglicher gewesen sein, als die willkürliche Zerreißung jahrhundertealter Bande der Zusammengehörigkeit. Die Böhmen und Slowaken hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden, im Gegensatz zu den Polen, die immer wieder in blutigen Aufständen eine drückende Fremdherrschaft abzuschütteln versuchten. Die Habsburger sühten mit dem Verlust ihres Thrones nach hundertsechundvierzig Jahren ein Unrecht, das die große Maria Theresia in seinem ganzen Umfang ahnen mochte, als sie ihrem Minister Kaunitz nach langem Zögern die Teilnahme Oesterreichs an der ersten Teilung Polens zugestand, obschon es ihr leid tat »um ein elendes Stück Polen Ehre und Reputation bei der Mitwelt und Nachwelt in die Schanze zu schlagen.« Polen würde, wie früher, ein Bollwerk gegen Osten gebildet haben nicht nur gegen die russischen Heere, vielmehr noch gegen die allrussische Propaganda, die während des Krieges in Böhmen und der Slowakei wirkte. Glaubte doch die breite Oeffentlichkeit in Böhmen, die Russen würden bis nach Prag vorstoßen und das alte böhmische Königreich wieder erstehen lassen mit einem russischen Großfürsten an der Spitze. Nur ein enger Kreis von Emigranten unter Führung Masaryks steckte sich weitere Ziele, nun einmal der Stein im Rollen war und staatenzertrümmernd die Bande zersprengte, die Prag zu einer Provinzstadt machten. Ihnen schien der Eintauch der russischen Herrschaft kein lockendes Endziel jahrzehntelanger Erweckungsarbeit und nur die staatliche Selbständigkeit in einer demokratischen Republik des hohen Einsatzes wert.

Zwischen den Völkern Europas stehen, Zwietracht und Unfrieden schürend, die Wahnsymbole. Die Völker sind friedfertig und verträglich, und wer möchte nicht einen Ausgleich ideeller und materieller Interessen wünschen, der verhindern würde, dass sich die alten Kulturvölker Europas in stets wiederkehrenden, längern oder kürzern Intervallen zerfleischen? Weshalb muss immer das Pendel zu weit ausschlagen und, altes Unrecht tilgend, neues schaffen. Sicher ist die Neuordnung, die dreißig Millionen Menschen unter fremde Herrschaft führte, keine Ideallösung und schafft neue Klippen, an denen die Ruhe der Völker zerschellt. Wir Schweizer, die wir uns seit Marignano von den Händeln der Welt zurückzogen und nur bleiben wollen, was wir sind und behalten wollen das Wenige, das wir haben, und das doch so groß und strahlend ist wie die Morgenröte auf den Zinnen unserer Alpen, vermögen uns oft schwer in der Mentalität fremder Völker zurechtzufinden. Wir, die wir die Herrschaft der Habsburger in blutigen Fehden vor fünfhundertfünfzig Jahren brachen, finden die Oesterreicher gar gemütliche Leute und vermögen uns gar nicht vorzustellen, dass ihre Oberherrschaft über ein anderes Volk drückend sein könne. Wir haben wohl alles Verständnis für Klagen über zentralisierende Bürokratie und Steuern und

Abgaben, aber wir wissen, dass ohne Steuern und Bürokraten ein Staat leider undenkbar wäre, und dass beides so notwendig ist wie die Bremsen am Ross, die das überschüssige Blut und wohl auch manchmal etwas mehr abzapfen, und wir glauben sogar, dass demokratisch-republikanische Steuervögte ebenso unangenehm sein können, wie absolutistisch - monarchische. Viele Wege führen nach Rom, wie wenige aber nach jenem Traumland des Friedens und der Ausgeglichenheit zwischen den Völkern! Am Rande dieser wenigen, durch Geröll und Schutt der Voreingenommenheit verrotteten Wege stehen die Wahnsymbole: »Wer nicht für uns ist, der ist wider uns.« Man hat die Völker gelehrt, ihre Nachbarn in verzerrter Karikatur zu sehn.



An den Ufern der Nitra

Die Deutschen gelten in aller Welt und auch bei uns als ein Volk von Feldweibern, die ihren Dienst stramm und gewissenhaft verrichten, den schneidigsten Taktschritt klopfen, und die vor allem Soldat sind und - nach der Meinung der Welt - nur Soldat. Welchen Eindruck gewinnt aber der Reisende, der sich zur Vorurteilslosigkeit bemüht, wenn er ehemals deutsche Gebiete in Polen und ehemals deutsch-österreichische Gebiete des Balkans durchstreift? Er wird finden, dass dort die saubersten Dörfer und Städte, die vorzüglichste Landwirtschaft, die beste Industrie zu finden ist. Die Deutschen, in Kleinstaaterei und Dynastensphären während Jahrhunderten zerrissen, waren die gutmütigen Michel, auf deren Rücken die Streitigkeiten der Großen ausgetragen wurden. Während sie ihren Acker bebauten und im Dienste vieler Herren das Feld mit ihrem Schweiße düngten, hatten sie kaum Zeit, über den Zaun zu blicken, was derweil in der Welt vorging. Die andern aber teilten diese Welt unter sich auf, und oft waren es deutsche Soldregimenter, von geldgierigen Fürsten verschachert, die ihren Blutzoll entrichteten, fremde Machtsphären zu erweitern. Die Deutschen waren achthundert Jahre lang keine Soldaten, die andern haben sie zu Soldaten gemacht, indem sie ihre Gutmütigkeit und ihren Langmut ausplünderten und dass sie dann gute Soldaten wurden, ist nicht zu verwundern bei der Gründlichkeit, mit der sie alles tun, was

sie als richtig und notwendig erachten. Man fühlte und fühlt sich von ihnen bedroht; man hat die Macht dieses Soldatenvolkes am eigenen Leib schmerzlich erfahren, und die ganze Welt musste aufstehen, diese Macht niederzuringen. Nun wäre die Zeit da gewesen, großmütig und weit eine billige Rechnung zu ziehen. Doch kleinlicher Hass und verblendete Besitzgier diktierten jene verhängnisvollen Friedensverträge, auf die alle Unruhe unserer Zeit zurückzuführen ist. Man kann einem Volk von siebzig Millionen, das sich während Jahrhunderten als friedliebend, nüchtern, arbeitsam und oft bis zur Selbstaufopferung vertragsehrlich erwiesen hat, nicht jeden Lebensraum ungestraft einengen. Wir Schweizer denken nicht im Entferntesten daran, einem - wohl nur als Reaktion auf ungerechte Zurücksetzung möglichen - Pangermanismus das Wort zu reden. Wir fühlen uns selbst bedroht und sind auf unser Eigenleben eifersüchtig bedacht. Aber wir fühlen uns in der Lage eines friedlichen Bürgers, der Prozesshansel zu Nachbarn hat, die immer wieder um die gleichen lumpigen Wegrechte streiten, statt zusammenzusitzen und ein für allemal eine sicher mögliche Lösung zu finden und an die Rodung von Brachland zu gehen, das der eine besitzt und nicht bearbeitet, derweil der andere jede Ecke seines Ackers dreimal kehrt, um für seine hungrigen Kinder ein paar Kartoffeln mehr zu gewinnen. Wir sind neutral, wir leben auf karger Scholle, doch auf dem schönsten Fleck der Erde. Wir haben keine unbefriedigten Wünsche, wenn unsere Nachbarn im Frieden leben. Doch darf unsere Neutralität nicht Interesselosigkeit sein an der Not unserer Mitmenschen jenseits der Grenzpfähle; denn ihr Wohlergehen ist unser Wohlergehen, ihre Ruhe unsere Ruhe. Wir dürfen deshalb wohl dem beistimmen, was mir ein tschechoslowakischer Regimentskommandeur sagte, dieweil wir am Wegrand rasteten und unsere Pferde - man denke, ein ungarisches und ein tschechoslowakisches Pferd! - friedlich am gleichen Bord saftiges Gras naschten: Wir Tschechen hassen die Deutschen nicht. Wir bewundern ihre unverwüstliche Arbeitskraft, ihre Intelligenz, wir lernen, wie alle Welt, von ihnen als Soldaten. Wir wünschen, mit Deutschland in Frieden zu leben, nicht aus Furcht vor dem Krieg, sondern aus ehrlicher Sympathie. Wir wünschen leidenschaftlich, dass es gelinge, berechtigte Wünsche und Forderungen Deutschlands zu erfüllen, seinen Lebensraum zu weiten, aber nicht auf Kosten von Völkern, die selbst auf enger Scholle sitzen. Würde es dem Frieden der Welt nicht dienlich sein, wenn man Deutschland seine Kolonien wieder gäbe?«

Ich wundere mich nicht über diese Frage eines hohen tschechoslowakischen Offiziers, eine Frage, die sich jeder stellen muss, den die Probleme dieser Zeit beschäftigen, und die aus Billigkeitsgründen, wohl aber auch aus Zweckmäßigkeitserwägungen heraus nur eine Antwort finden kann, wenn immer diese Antwort schwer fallen mag. Manches gefällt uns nicht, was das neue Deutschland unternimmt, wir halten mit unserer Missbilligung nicht hinter dem Berg, vieles ist uns, deren geordnete Verhältnisse kein Zusammenbruch einer Anschauungswelt erschütterte, unverständlich, erscheint gewaltsam und unnötig. Doch wir haben nicht diese endlose Not durchgemacht, wir sahen nicht alles wanken und zusammenbrechen, woran wir glaubten und was wir besaßen und was Generationen in mühevoller Arbeit schufen. Wir missbilligen unnötige Härten, auch wenn wir zugeben, dass eine feste Hand notwendig war, Ordnung zu schaffen in einem Staat, in dem sechsunddreißig Parteien ihre Kämpfe auf der Straße mehr als in den Parlamenten austrugen. Wir können an diesen Tatsachen nicht vorbeigehen, wenn wir ehrlich den Ursachen nachgehen wollen, die die heutigen Gegensätze schufen. Und die alte Doppelmonarchie? Hatte nicht auch das Reich der Habsburger seine moralischen Werte und konnte sich berufen auf eine

hohe Mission im Herzen Europas? War dieses Konglomerat von Völkern nicht eine wirtschaftliche Notwendigkeit, eine ausgleichende Bindung, die heute, zerstört, von allen Einsichtigen der Nachfolgestaaten in irgendwelcher Form zurückersehnt wird? Wir finden oft in Gasthöfen, an Anschlagtafeln in dieser Tschechoslowakei die Versicherung: »Oesterreichische Gäste sind uns besonders willkommen und fühlen sich bei uns wie zu Hause.«



Slowakendorf

Hohe tschechoslowakische Offiziere erinnern sich stets, fast mit stiller Wehmut will uns scheinen, der alten Zeiten, da sie als k. u. k. Offiziere und Kadetten in schmucker Vorkriegsuniform durch die Straßen Wiens zogen. Ihre österreichischen Kriegsmedaillen und Orden bewahren sie als Schmuckstücke in niedlichen Kassetten, und wenn es gemütlich wird im abendlichen Offizierskasino, dann erzählen sie schnurrige Geschichten und Anekdoten von alten Erzherzogen, denen die Manöver eine Hetz bedeuteten, und die einer schmucken Bauernmaid nachstiegen und darüber die Kritik vergaßen. Und hier in der Slowakei, die seit Menschengedenken zu Ungarn gehörte? Wir hören kein schlechtes Wort über die Magyaren, man tanzt den Czardas so gut wie jenseits der Donau, spricht man gar von Pferden und Pferdezucht, so hören wir nur ein Lob über die ehemaligen Herren des Landes. So viele Gegensätze, so viele Bindungen sind auch heute noch vorhanden zwischen den Völkern. Möge es gelingen, den alten Schutt der Vorurteile wegzuräumen und Wege der Verständigung freizulegen, auch wenn es hart hält und falsche Ideale begraben werden müssen. Jede Zeitepoche gestaltet neue Lebensverhältnisse, doch was am alten gut war, das sollte bewahrt und in die neue Zeit hinübergerettet werden. Auch wenn man ein unpolitisches Reisebuch schreibt, kann man an den Fragen der Zeit nicht achtlos vorübergehen. Sie drängen sich in den Weg und fordern unsere Stellungnahme.

Ueber Olmütz ziehen wir hinauf gegen Schlesien. Eine saubere und schmucke Stadt, dieses Olmütz. Olomouc lautet sein tschechischer Name und klingt ähnlich, sehr zum Unterschied anderer Städtenamen und Ortsbezeichnungen. Denn wer möchte wissen, dass die Schlacht bei Austerlitz eigentlich die Schlacht bei Slavkov war, und Hradek Kralove zu Deutsch Königgratz bedeutet? Olmütz läßt vor unserm geistigen Auge viele geschichtliche Begebenheiten aufleben. Hierher schickte das alte Oesterreich illustre Gefangene, und mancher mag hinter den altersgrauen Festungsmauern seine Jahre in düsterer Verzweiflung beschlossen haben. Hier saß Lafayette, der »Held zweier Welten« fünf Jahre lang gefangen. Jener Lafayette, der wohl mehr ein Held des Parketts, als ein Held des Schwertes war. Hier verbrachten lange Jahre der Haft jene vier Konventsdeputierten, die der ungleich mutigere und entschlossnere Dumouriez an die Oesterreicher auslieferte, bis sie um Weihnachten 1795 gegen die Tochter der unglücklichen Marie-Antoinette ausgetauscht wurden. Hier auch saß in besonders strenger Haft jener verräterische Postmeister Drouet von St. Menehould, der seinen König auf der Flucht nach Varennes verriet. Von hier aus zogen die Oesterreicher und die Russen unter ihren Herrschern siegesgewiss in die Dreikaiserschlacht von Austerlitz, um dem Genie des großen Korsen zu erliegen.

Die Kirschenernte geht ihrem Ende entgegen. Es gibt da Landstraßen, die unendlich weit über sanfte Hügelwellen führen, links und rechts von Kirschbäumen gesäumt. Zehntausende von Kirschbäumen, und an vielen hängen noch überreif die schwarzen und roten Früchte an vollen Zweigen. Vom Sattel aus ist es ein behaglich Pflücken, und die Bauern selbst, die auf den Feldern arbeiten, fordern uns dazu auf. Denn hier ist alles groß und weit und reich, diese unzähligen Baumreihen abzuernten. Da es wohl auch zu viel Mühe braucht, all diese Fruchtbäume regelmäßig zu beschneiden, werden ganze Aeste mit den Früchten abgebrochen. Es soll dies für Bäume, die man nicht beschneidet, eine gute Verjüngung sein. Oft hängen an jedem fünften Baum Strohbüschel, und erst wissen wir dies nicht zu deuten, denken gar an einen alten Aberglauben. Doch die Bauern klären uns auf. Bäume, die diese Büschel tragen, oder ganze Baumreihen, bei denen jeder fünfte Stamm ein Strohbüschel trägt, sind bereits zur Aberntung an Händler verkauft. Und damit nun der Besitzer selbst weiß, welche Bäume er zur Aberntung abgetreten hat und nicht bereits verkauftes Eigentum angreift, dienen diese Stroh- oder Heubüschel als Kennzeichen.

»Kedves«, unser Schimmel und »Chüeri«, unser kleiner Entlebucher, sind längst unzertrennliche Freunde. Wenn »Chüeri« weit vorausseilt, sich irgendwo an den Schatten zu legen, so geht unruhig das Ohrspiel des Pferdes, und oft, wenn es unseres Hundes wieder ansichtig wird, wiehert es zur Begrüßung. Immer wieder möchten uns die Bauern unsern Schimmel abkaufen, einmal, wie ich in einem Dorfe raste, rückt ein dicker Wirt bereits mit einem Bündel Tschechennoten heraus, und ich muss ihm in aller Freundschaft erklären, dass aus dem Handel nichts werde, und dass mich seine Noten nicht locken. Auch »Chüeri« fände Liebhaber. Keiner von beiden ist uns feil.

Die Garnisonen laden uns oft zu Gast. Wir sehen die tschechoslowakische Infanterie und die Kavallerie und die Artillerie. Immer werden wir kameradschaftlich und liebenswürdig aufgenommen. Unser Schimmel erhält seine Ordonnanzen zugeteilt, wird beschlagen und frisiert, und stets wird ihm in den Kasernenstallungen eine Boxe oder ein Doppelstand mit Streue bis zum Sprunggelenk reserviert. Mit den

ärarischen Pferden der tschechoslowakischen Armee schließt er meist gute Kameradschaft, nur einmal steht neben ihm ein alter Querulant, der futterneidisch nach ihm schnappt und mehrmals gegen den Lattierbaum schlägt. Unser Schimmel von Perbal ist darüber höchst verwundert und schaut mit großen Augen hinüber, schnaubt missbilligend durch die Nüstern und wendet sich dann seinem gemütlicheren Nachbarn zur Rechten zu.



Slowakisches Quartier

Verbringen wir einen Rasttag in der Garnison, so teilt uns der Regimentskommandant ärarische Pferde zu. Wir folgen den Schießübungen der Artillerie, fegen über die weiten Felder vom Geschützstand zum Kommando und von da zum Beobachterposten, wir folgen der ausgeschwärmten Infanterie, die jeden Geländeschutz vortrefflich zu nutzen weiß, wir plänkeln mit den Dragonern und fahren mit den Stabsoffizieren im Wagen über Stock und Stein. Die tschechoslowakische Armee macht auf uns unvoreingenommene Beobachter den besten Eindruck. Ganz besonders gefällt uns die Infanterie, wenn sie auf dem Marsch über staubige Landstraßen singt. Ein Lied um das andere, stundenlang. Etwas schwermütige Lieder meist, von sonderbarem Rhythmus. Slawische Lieder, wie sie zu diesen Weiten passen. »Es wird ein blutiger Weg sein durch die Tschechoslowakei«, sagt mir der alte Stabskapitän zur Rechten, der den Weltkrieg als blutjunger k. u. k. Leutnant mitmachte. Möge ein gnädiges Schicksal verhüten, dass dieser Weg je angetreten werde. Wir sehen volkreiche Städte und schmucke Dörfer und betriebsame Industrieorte und alte, vergessene Schlösser an stillen Waldteichen. Und wenn wir an die Möglichkeit denken, dass über diesem arbeitsamen und gastfreundlichen Volk einmal die Bomber kreisen, dann möchten wir wohl an der Unvernunft unserer grausamen Zeit verzweifeln.

Die Tschechoslowakei ist die Demokratie des Ostens. Sie ist, umgeben von autoritär regierten Staaten, die Schirmerin der Volksrechte. Ihre Minderheiten genießen die uneingeschränkten Bürgerrechte und

haben ihre angemessenen Vertretungen im Parlament. Die Pressefreiheit ist eine Tatsache. Die Presse der Opposition führt Tag für Tag eine scharfe Sprache, wie sie anderwärts nicht geduldet würde. Die Minoritäten, die unter der alten Doppelmonarchie die Herren des Landes waren und sich vieler Privilegien und Vorteile erfreuten, finden sich nur schwer mit der Gleichberechtigung ab, die der neue Staat schuf. Wir begreifen, dass der Schlossherr und Gutsbesitzer sich nur ungern bezüglich seiner politischen Rechte mit dem letzten seiner Gutsknechte auf die gleiche Rangstufe versetzt sieht. Diese umwälzende Neuordnung, für die ein Jahrhundert allmählicher Entwicklung angemessen gewesen wäre, kam zu plötzlich und unvermittelt, um nicht Groll und Unzufriedenheit wachzurufen. Die Aufteilung der Feudalgüter unter die Bauern war nicht geeignet, dem neuen Staate in diesen Kreisen Freunde zu werben. Die Bevölkerung ist vermischt. Eine Grenzlinie, die keine Minoritäten schaffen würde, ist in diesen Ländern, über die im Verlaufe der Jahrhunderte Völkerwanderungen, Kriege und Eroberungszüge ohne Zahl dahinfegten, ein Ding der Unmöglichkeit. Hier wie nirgends wächst im unvoreingenommenen Betrachter das Gefühl, das alte Europa sei eigentlich längst überreif zu einer überstaatlichen Organisation. Wir sind weiter davon entfernt denn je. Unsere Zeit, die die Schatten der Flugzeuge in kurzen Stunden über ganze Staaten gleiten lässt, ist zugleich die Zeit der Lokalpatriotismen. Diese Felder, die Generationen in blutigen Schlachten düngten, sind von gegenteiligen Interessen umspült wie je. Es ist ein steiler Weg zur Vernunft, und wir sind noch lange nicht oben, will uns scheinen.

*Wie der Schimmel von Perbal nach
Schlesien zieht und dem »Chüeri« zu Hilfe eilt*



Abend in Schlesien

Schlesien, Zankapfel dreier Jahrhunderte! Auch heute noch umstritten, gehört es zu drei Staaten. Die Tschechoslowakei hat davon nur einen schmalen Streifen, das ehemals Österreichische Gebiet um Teschen.

Es ist der 18. Dezember 1740. Im Vorzimmer des Audienzsaales der Hofburg zu Wien harrt der außerordentliche Gesandte Friedrichs, Graf Gotter, der Audienz bei der jugendlichen Maria-Theresia. Er wurde mit Ungeduld erwartet und doch nun von der Kaiserin nicht vorgelassen; denn gleichzeitig sind aus Schlesien die Meldereiter auf abgetriebenen Pferden eingetroffen, den Uebertritt preußischer Husaren auf Österreichisches Gebiet zu melden. Sie schickt ihren großherzoglichen Gemahl, den unangenehmen Sendling anzuhören. Gotter ist müde von der langen Fahrt in schwankender Kutsche mit stets wechselndem Vorspann über die morastigen, winterlichen Straßen Schlesiens. Er hat einen bestimmten Auftrag auszurichten, und er tut dies mit dünnen Worten, um sich rasch zurückziehen zu können. »Die Kaiserin kann meinem königlichen Herrn weniger als ganz Schlesien nicht geben.« Maria-Theresia ist über diese Anmaßung empört. Der Erste Schlesische Krieg beginnt und wird zum Zweiten und Dritten, um dann nach kurzer Zwischenzeit in den großen Siebenjährigen Krieg überzugehen, der das aufstrebende Preußen an des Abgrundes äußersten Rand und doch zum Siege führt. Schlesien wird der stolzen Kaiserin Lebenskummer, nie wird sie diesen Verlust verwinden.

Weit dehnen sich die Felder, und friedlich liegt das Land vor uns und weiß nichts zu künden von all dem Leid und der Not vergangener Zeiten. In seiner Ackerkrume modern die Gebeine versunkener Geschlechter, die hier auf blutiger Walstatt um die Interessen stolzer Dynastien stritten. Die Dynastien

selbst sind abgetreten, an ihrer Statt vertreten neue Mächte die alten Streitfragen, die vielleicht nie zur Ruhe kommen, solange die Menschen ihren Pflug über diese blutgetränkten Schollen führen.

Wenn man den großen Durchgangsstraßen folgt, auf denen die schnellen Vehikel einer neuen Zeit ihre Kilometer abrasen, ist die Orientierung leicht. Karte und Wegweiser lassen kaum ein Abirren möglich erscheinen. Wie anders ist es, wenn man auf einsamen Waldwegen und über krumme Feldwege von Dorf zu Dorf vorwärts strebt; denn diese kleinen Dörfer sind auf der Karte, die wir mitführen, meist nicht verzeichnet, und immer wieder macht man die sonderbare Feststellung, wie wenig die Einwohner vom eigenen Lande wissen, sobald man sie nach einem Ziel fragt, das außerhalb des nächsten Kirchturmes liegt. Einer schätzt eine Entfernung, nach der wir fragen, auf drei Stunden, und wenn wir dann eine gute Stunde hinter uns getraht haben, sollen es immer noch vier Stunden sein bis hin. Schlesien, und wie wir später feststellen können, auch die angrenzenden Gebiete, erleben eben eine Invasion des Kohlweißlings. Zu Milliarden sind die Heere der niedlichen weißen Falter aus Polen eingebrochen, legen ihre Eier auf jedes Kohlblatt, aus den Eiern kriechen bald die gelbgrünen, schwarzpunktierten Raupen, die alles wegfressen bis auf den Stängel und das Blattgerippe. Weite Gemüsefelder bieten einen trostlosen Anblick, alles ist ratzekahl gefressen, und ganze Gebiete sind von diesen Schädlingen verwüstet. Man schätzt den Schaden auf viele Millionen Kronen. Oft sehen wir die Schulen oder Truppenteile zum Kampf ausrücken, die kahlgefressenen Stängel werden abgemäht und samt den Raupen, die sie ganz bedecken, zu Haufen geworfen und verbrannt. Die tschechischen Soldaten sind besonders erfinderisch. Sie legen Steinplatten, auf welche die Raupen kriechen und treten dann mit ihren Marschstiefeln darauf herum. Ein Vernichtungskampf ohne Gnade und Erbarmen. Der Mensch läßt sich in seinen Belangen von der stummen Kreatur nicht ungestraft schädigen, und ginge es auch nur um Kohlköpfe und elendes Kraut. Er fühlt sich als Souverän und dosiert das Leben der Tiere; was nichts nützt und schadet, wird zertreten. Nur sind die Kohlweißlinge nicht so leicht auszurotten, wie Wisent und Elch und Bär. Ihre Nichtigkeit und Wehrunfähigkeit wird mehr als wettgemacht durch ihre unbeschränkte Fortpflanzungskraft.

Novi-Jicin ist eine schmucke Stadt. Rings um den weiten Hauptplatz stehen die Bürgerhäuser, das Rathaus in der Mitte, und was uns an das heimatliche Bern erinnert, sind die Arkaden. Laubenbogen wie bei uns in Bern und Thun und Murten. Wären nicht die tschechoslowakischen Geschäftsanschriften, möchten wir wohl glauben, plötzlich zu Hause angelangt zu sein. Es gibt da Laubenausschnitte, die unserer Altstadt nachgebildet scheinen. Wie wir auf dem Stadtplatz halten, sind wir bald umringt, und viele neugierige Fragen gilt es zu beantworten. Ein stellenloser Artist wird zu Tränen gerührt, wie er vernimmt, wir seien Schweizer und gar aus Bern: »Ach, da möchte ich wieder sein! Einmal war ich dort, vierzehn Tage lang, vor dem Krieg. Das war meine schönste Zeit.« Und wir müssen ihm erzählen und bedauern, ihm wenig Hoffnungen machen zu können, wie er unsern Einfluss erbittet, ihm nochmals im Leben eine Saisonbeschäftigung oder auch nur eine vierzehntägige Tournee im Berner Corso zu verschaffen. Je mehr die moderne Zeit die Entfernungen schmelzen lässt, Distanzen überbrückt und mit unwahrscheinlicher Schnelle die Kontinente verbindet, je mehr schließen sich die Völker gegenseitig ab, errichten nicht nur Zollmauern und Paragraphenzäune, sondern auch Wälle von Gleichgültigkeit gegen

die Interessen und Lebensrechte des einzelnen. Es mag noch Jahrzehnte dauern, die Freizügigkeit einer kaum hinter uns liegenden und doch so unendlich fernen Friedenszeit zurückzugewinnen, wenn wir sie überhaupt je wieder erlangen. In der kleinen Stadt sind die Bürger stets neugieriger als in der großen. Alles mögliche möchte man von uns wissen. Ob es wohl Krieg geben könnte, ob der Bürgerkrieg in Spanien noch lange andauern möge und wer gewinnen würde, warum wir Schweizer die Eroberung Abessiniens anerkannt hätten, und was wir vom Völkerbund hielten? Und wie wir erwiderten, dass wir als einfache Bürger nur unsere ganz persönlichen Ansichten hätten, die durchaus nicht maßgeblich seien, dass wir an einen nahen Krieg nicht glauben und dem spanischen Konflikt in Bern so fern stünden wie die guten Bürger von Novi-Jicin, dass wir die Eroberung Abessiniens bedauerten und die Anerkennung durch unsere Regierung verurteilten und vom Völkerbund genau so viel hielten wie vom Wiener Kongress seligen Angedenkens, da geht ein verständnisvolles Nicken durch die Reihen.

Eine Firma beherrscht mit ihrer oft aufdringlichen Propaganda Städte- und Landschaftsbilder: die Bata-Gesellschaft. Oft in die idyllische Einsamkeit entlegener Dörfer gar dringt sie vor, und in großen Lettern leuchtet ihr Name von den Holzwänden strohbedeckter Hütten. Längs der Straßen und Bahnlinien stellt sie in Feld und Wald ihre Nachbildungen von Autoreifen, und wer den großen Verkehrslinien folgt, nimmt wohl den Eindruck mit, Bata bedeute die Tschechoslowakei. Heimatschutzbewegungen scheint man hierzulande noch nicht zu kennen. Wie rapid nach dem Kriege große Unternehmungen emporwuchsen, dafür ist Bata ein Beispiel. Der Gründer dieses Konzerns soll noch in den ersten Nachkriegsjahren als Hausierer durchs Land gezogen sein, heute lebt nicht nur die ganze Stadt Zlin von seiner riesigen Schuhfabrik, im Lande herum beschäftigen seine Werke zehntausende von Arbeitern. Doch ist auch hierzulande die Meinung über seine Geschäftsmethoden geteilt. Das kleinhandwerkliche Schuhmachergewerbe soll er fast restlos ausgerottet haben, wie uns ein dicker Wirt mit etwelcher Entrüstung berichtet, und nun kämen andere Berufsstände dran.

Die Tschechoslowakei hat mit ihrem Gebiet von der alten Doppelmonarchie 60 Prozent aller Industrien bekommen. Und diese Industrie siedelt sich zum Großteil nordwestlich der Karpaten an. Rauchende Schlote, hochstrebende Fabrikamine zu zehn und zwanzig am Horizont in die abendlichen Himmel stechend, verraten die Betriebsamkeit kleiner Städte und Siedlungen. Hier in Schlesien dazu die Fördertürme der Kohlengruben. Eine Industrie, die ihre Werke über Kohlengruben erbauen kann, ist besonders begünstigt und vermag auch hohe Zollmauern zu überklettern. Wenn dazu noch Eisenerze gefördert werden können, dann kann es für die Industrie des Landes kaum lebensgefährdende Störungen geben. Die tschechoslowakische Industrie genießt diese Vorzugsstellung und weiß sie zu nutzen. Die Arbeitslosigkeit ist sehr gering, trotz steter Vervollkommnung der Technik, die dem Menschen erlaubt, den Menschen immer mehr vom Arbeitsprozess auszuschließen. Die Löhne der Industriearbeiter stehen erheblich unter unsern Ansätzen, übersteigen aber beträchtlich diejenigen der umliegenden Staaten; das durchschnittliche Tageseinkommen eines Industriearbeiters soll um vierzig Tschechenkronen schwanken, das macht sechs Schweizerfranken, wobei das Leben wohl etwas billiger ist als bei uns.

In den Industriegebieten vor allem ist die Turn- und Sportbewegung zur Nationalgewohnheit geworden, in der Slowakei und Karpathorußland konnte sie sich über erste Anfänge nicht entwickeln. Der mächtigste Verband für Leibesübungen ist der Turnerverband der Sokol, von Miroslaw Tyrs vor fünfundsiebzig Jahren gegründet und aus bescheidenen Anfängen zu einer Mitgliedschaft von sechs-

hundertfünfzigtausend Turnern angewachsen. Dreihundertsechsdachtzig große Turnhallen und ein halbes Tausend Spielplätze dienen den Sokolübungen, und ihre Turnfeste sind in der ganzen Welt bekannt. Die Deutschböhmen haben sich im Deutschen Turnerbund zusammengeschlossen, dann gibt es noch mächtige Verbände der Arbeiterturner und der Katholiken. Alle andern Sportarten sind erst nach dem Kriege in Erscheinung getreten, war doch die Latifundienwirtschaft im Lande keine günstige Voraussetzung für den Zusammenschluss der Jugend zu sportlicher Betätigung.



Weißwäsche rinnen an der Waag

Bei einer Streife querfeldein trifft man oft auf krausborstige symrische Sauen. Von weitem sehen sie aus wie Schafe, und ihre krausen Borsten, die weich und biegsam sind, haben das Aussehen von Wolle. Und wie wir einmal auf freiem Felde rasten, hat »Chüeri« ein sonderbares Abenteuer. Unweit streift eine mächtige Schweineherde, und »Chüeri« juckt es schon lange in allen vier Läufen, und er winselt, und wir müssen ihm energisch zusprechen, nicht seinem angeborenem Trieb zu frönen und kläffend die Herde zu umkreisen. Plötzlich hält es ihn nicht mehr, und er pfeilt los. Doch symrische Sauen sind keine Schafe. Zwar brechen einige grunzend aus, doch die riesigen Eber finden zur Flucht keinen Anlass, sondern gehen unserm Entlebucher zu Leib. Wohl weiß er sich flink ihren Angriffen zu entziehen, aber der Eber werden immer mehr im Kreise, und bald haben sie unsern tatlustigen Sennen richtig in der Klemme. Ich muss eilig die Sattelgurte straffziehen und aufsitzen, um mit dem Schimmel von Perbal die Belagerungsarmee zu sprengen. Doch selbst vor »Kedves« haben die Wütenden nicht allzu viel Respekt, und zweimal pfeilt ein riesiger Borstenträger zwischen seinen Beinen durch, so, dass er erschrocken zu steigen sucht und dann mit seinen Hufen eine Gasse schlägt, durch die »Chüeri« eilig entweicht. Gleichsam als Rache für die schmählich aufgezwungene Flucht, fährt er im Vorbeigehen noch einer riesigen Muttersau zwischen die Hacken, und diese ist darüber so erschrocken, dass sie trotz ihren fünf Zentnern Speck drollige Sprünge vollführt, über die wir in unserm Unverstand für sauliche Psyche gar

herzlich lachen. In der Symbolik gilt noch heute das Schwein als dumm, roh und unkeusch, in weiten Gebieten des Orients spricht ihm noch heute Sitte und Religion die Existenzberechtigung ab, und doch lebt es unbewusst nur zum Dienste der Menschen. Man müsste einmal die Kulturgeschichte des Schweines schreiben. Schon bei Homer finden wir die Sauherden verzeichnet und den Schweinehirten des Odysseus. Den alten Griechen verkündete der Einbruch wilder Sauen Hungersnot und Pest, die Inder und Aegypter verabscheuten die Sau als unrein, und der große Prophet vertilgte sie mit seinen Satzungen aus den Gebieten der Moslemin. Die alten Römer aber als kulinarische Feinschmecker wussten einen guten Schinken wohl zu schätzen und wir nicht minder.

Zu unserer Rechten ziehen sich die Sudeten, das niedere und das hohe Gesenke und fernerhin die Höhen des Reichensteiner Gebirges. Ueber Sternberg und der March entlang bis Hohenstadt. Ein Automobil überholt uns mit forschem Tempo und läßt eine riesige Staubwolke zurück, dennoch konnten wir das Schweizerschild erkennen. Aber unser Miteidgenosse scheint es eilig zu haben, auf die gute Automobilstraße zu kommen, und zu langen Fragen über woher und wohin hat der moderne Reisende keine Zeit. Auch die Flieger haben es eilig, die hoch droben durch den Aether ziehn und schon in einer knappen halben Stunde auf dem Prager Flugfeld landen. Die Sudetendeutschen machen den Herren in Prag viel zu schaffen; sie sind mit der Ordnung der Dinge nicht zufrieden, und hier scheint uns eine nicht geringe Gefahrenquelle für die junge Republik zu sickern. Auch der Fremde, der diese Gebiete durchreist, wird bei jedem Gespräch in eine politische Diskussion verwickelt, der er sich oft nur schwer entziehen kann. Die tschechoslowakischen Beamten, die der Staat in diese rein deutschen Gebiete schickt, haben keinen beneidenswerten Posten, besonders die Gendarmen nicht, die sich oft bei uns beklagen. Uns scheinen diese deutschen Bauern gar gemütliche Leute, dass sie auch ungemütlich werden können, dafür gibt es in der Chronik unserer Zeit Beweise.

*Wie der Schimmel von Perbal
nach Böhmen marschiert und viele große Städte sieht*

»Wer Böhmen hat, hat Europa!« Dieser Ausspruch Bismarcks gilt wohl heute nicht mehr wörtlich. Wenn man aber damit andeuten will, dass Böhmen nicht nur eine der Kornkammern unseres Kontinents, sondern ein strategischer Angelpunkt erster Ordnung sei, hat er auch in unsern Tagen seine Geltung. Durch Böhmen führen seit alten Zeiten die Heerstraßen Europas von West nach Ost, von Nord nach Süd. Die Moldau bewässert eine fruchtbare, sanft geneigte Ebene, vom Riesengebirge, dem Erzgebirge, dem Böhmerwald und den böhmisch-mährischen Höhen umfasst. Böhmen war das reichste Kronland der Doppelmonarchie, und wenn sich die junge Republik als Abstammung des alten, böhmischen Königreiches betrachtet, dann hat sie - wer möchte ihr das Recht dazu bestreiten? - wohl einen stolzen Stammbaum.

Die böhmische Geschichte taucht in das Dunkel der Vergessenheit, da in vorrömischer Zeit unergründliche Wälder Mitteleuropa bedeckten, durch die mit Fellen bekleidete Nomaden nach dem Wisent und dem Elch streiften. Nomadisierende Germanen waren es auch, die erstmals die Ufer der Moldau betraten, die Markomannen und die Mähren und die Quaden. Keine Kunde meldet, was diese Stämme bewog, die fruchtbaren und wildreichen Gefilde zu verlassen und nordwärts und westlich zu ziehen. Wohl zweihundert Jahre lang blieb Böhmen unbewohnt, nur die Römer hatten einige Militärlager vorgetrieben bis nach Trencin und Musov im heutigen Südmähren. Da betreten die ersten Slawen die verlassenen Gebiete, erst sippenweise, dann ganze Stämme, und siedeln sich an der Moldau an, wo heute das stolze Prag als Landeshauptstadt liegt. Eine reizende Volkssage ist aus jener frühesten böhmischen Zeit auf uns gekommen. Krok, ein weiser Fürst und Richter in Böhmen, hinterließ bei seinem Tode eine einzige Tochter, die Seherin und Zauberin Libussa. Sie war ein Mädchen von schlankem Wuchs und scheu wie die Rehe der böhmischen Wälder. Das Volk drängte sie, einen Mann zu erwählen. Sie weigerte sich lange, und als sie keinen Ausweg mehr sah, tat sie einen Schwur, der unerfüllbar schien. Sie eröffnete den Aeltesten ihres Volkes, dass sie nur einen Mann freien werde, den sie zur Mittagszeit schlafend treffe, und dessen Wanderstab bei ihrem Erscheinen Blüten treibe. Da fand sie eines Tages einen armen Schafhirten, unter einem Lindenbaum ruhend und in der schwülen Hitze des Sommertages entschlafen. Sein Hirtenstab stak neben ihm in der Erde, und bei ihrem Erscheinen begann er Knospen zu treiben und herrliche Blüten zu entfalten. Libussa nahm den Hirten zum Gemahl und machte ihn zum Fürsten von Premysl. Ihm entstammte das berühmte Herrschergeschlecht der Premysliden, die die Burg zu Prag erbauten und von hier aus das Land Böhmen regierten bis zum Jahre 1305.

Die Premysliden führen einen Jahrhunderte währenden Kampf gegen die Invasion mächtiger Nachbarvölker. Die Deutschen besinnen sich darauf, dass ihre Vorfahren einst dieses schöne Land besaßen. Sie dringen als Kolonisten ins böhmische Gebiet, gründen Klöster und Siedlungen, legen breite Breschen in die dunklen Wälder und bewirken ein reges wirtschaftliches Aufblühen von Handel und Gewerbe. Von Süden drängen die kriegerischen Ungarn und bald das immer mächtiger werdende Habsburg.

König Ottokar II. ist der vorletzte der Premysliden und der mächtigste. Die kaiserlose Zeit des Interregnums hat er trefflich zu nutzen verstanden. Derweil im weiten Deutschen Reich das Gesetz des

Stärkern und grenzenlose Willkür herrschte, hat er sich mühelos zu seinen Ländern Böhmen und Mähren große Gebiete angeeignet. Oesterreich gehört ihm, und Krain und Kärnten und das trutzige Steiermark sind ihm hörig. Ein mächtiges slawisch-deutsches Reich im Herzen Europas ist im Werden. Mit List und Gewalt, mit Recht und Unrecht, mit Härte und Milde hat er diese Länder unter sein Szepter gebracht und trotz dem Reichstag zu Nürnberg, der sie ihm entreißen will.



Flussbad

Nun haben die Kurfürsten einen König gewählt, der wiederum über das deutsch-römische Kaiserreich regieren und die verlorenen Länder zurückgewinnen soll: den Grafen Rudolf von Habsburg. Er soll sein Stammschloss in der Schweiz haben und auch im Elsass Güter besitzen. Diesem unbekannten Ritter aus fernen Landen soll der stolze König von Böhmen huldigen. Nimmermehr! Mag der Papst diesem Habsburger die Kaiserwürde zuerkennen, der König von Böhmen nicht. Die Boten, die ihn vor den Reichstag laden, weiß er hinzuhalten, und wie sie wiederkommen mit befristetem Befehl, weist er sie trotzig ab. Da wird die Reichsacht über ihn ausgesprochen, und der junge Kaiser zieht mit einem Ritterheer die Donau hinab, nimmt Wien durch Kapitulation. Steiermark und Kärnten erheben sich und vertreiben seine Statthalter, er sieht den Traum seines Reiches der Mitte verblassen. Nur scheinbar fügt er sich und rüstet zum Krieg. Noch weilt der Habsburger in Wien. Seine Banner hat er nach Hause ziehen lassen, nur eine kleine Streitmacht von Söldnern und dreihundert Ritter sind bei ihm. Die Zeit ist gekommen. Jetzt oder nie muss des Kaisers Macht gebrochen werden, soll nicht der Stern der böhmischen Könige untergehen. Durch die böhmischen Wälder und die mährischen Steppen ziehn die slawischen Ritter heran und sammeln sich zu einem gewaltigen Heer. Heiß brennt die Augustsonne auf ihre eiserne Wehr; schlechte, sandige Straßen führen zur Donau, und keuchend stampfen die Rosse unter der schweren Last von Rüstung und Ritter. Ottokar trägt einen Brustpanzer aus gestanztem Silber,

und von seinem Helm wehen die Farben von Böhmen und Mähren. Wenn er seinen Rappen abseits zügelt, den endlos langen Zug von Reisigen vorüberziehen zu lassen, leuchten seine Augen siegesgewiss und stolz: bald wird er in Wien, den jungen Kaiser als Geisel in seiner Hand, diesen Deutschen zeigen, was es heißt, den König von Böhmen herauszufordern.

Drei Tage Weges sind es noch zur Donau, da trifft sonderbare Kunde ein. Ein schlesischer Reiter hält vor ihm, mit vielen Wunden bedeckt, sein Ross trieft von Schweiß und Blut und vermag sich kaum auf den zitternden Beinen zu halten: »Es steht schlimm, o König. Ein gewaltiges Heer sammelt sich unter Habsburgs Fahnen, magyarische Reiter ohne Zahl und die Ritterschaft von Steiermark und Kärnten und Oesterreich nebst vielen Deutschen. Wien ist ein Heerlager, dein Zug ist verraten. Kehre zurück, o König!« Ein grimmiges Lächeln streift über das Antlitz Ottokars: »Zurück? Bist du von Sinnen, Mann? Siehst du dieses gewaltige Heer?« Und er zieht sein Schwert, das rötlich in der Abendsonne funkelt, und weist nach Westen: »Dort soll Böhmens Schicksal entschieden werden! Ehre oder Untergang! Nie wird ein König von Böhmen deutscher Vasall!«

Es ist der 26. August 1278 und ein schwüler Tag. Träge schiebt die Donau ihre grünlichen Fluten, und an ihren Ufern ordnet sich das kaiserliche Heer, Ueber dem Marchfeld liegt eine flimmernde Hitze, und eifrig spähen die deutschen und ungarischen Ritter über die Ebene; denn was dort drüben gleißt und glitzert in der Sonne und sich dehnt, so weit das Auge schweifen mag, das ist das slawische Heer.

Rudolf von Habsburg streift sein Visier herab, und die ungeheure Masse der schweren Reiter setzt sich in Bewegung. Man hört nichts als das Klirren der Waffen, das Klappern der schweren Panzer, das Schnauben der Rosse und den Ruf der Hörner, die zum Angriff blasen und ein seltsam tiefes Echo wecken, den Kampfruf der slawischen Krummbügel. Ruf und Echo kommen sich näher, man erkennt die wehenden Helmbüsche der böhmischen und mährischen Ritter und die wallenden Federn der polnischen Reisigen. Vor dem slawischen Heer ein glänzender Reiter auf schwarzem Hengst - König Ottokar. Vor dem deutsch-ungarischen Heer, auf seinem starken Falben, Rudolf von Habsburg, der deutsche Kaiser. Die Heere halten auf fünfhundert Schritt, man läßt dem Gegner Zeit, sich zum ritterlichen Kampf auf Leben und Tod zu ordnen. Ein deutscher Ritter sprengt dreißig Pferdelängen vor, und ein slawischer Ritter sprengt dreißig Pferdelängen vor, sie senken die Schwerter zum Gruß und künden mit erhobener Stimme Fehde an. Dann werfen sie, ein jeder dem andern, den rechten Handschuh vor die Hufe des schnaubenden Rosses, wenden und kehren in ihre Reihen zurück. Man hört das Lockern der Schwerter und Streitäxte, das Einsetzen der Lanzen zwischen Panzerärmel und Brustharnisch. Die Könige heben ihre Schwerter, die Reitermassen setzen sich in Bewegung wie riesige, schillernde Leiber von Reptilien. Einige Pferdelängen Schritt, dann Trab und nun, auf halbe Distanz, senken sich die langen Rittersporren in die Flanken der Rosse, das Feldgeschrei in deutschen, böhmischen, magyarischen und polnischen Lauten übertönt den Ruf der Hörner. Der Anprall ist furchtbar. Bäumende Rosse, funkelnde Schwerter, metallenes Klingen, wenn die Streitäxte in Harnisch und Panzerhemd fahren, ohrenbetäubendes Geschrei und der dumpfe Hufschlag und das Dröhnen der Erde. Lange wogt der Kampf unentschieden hin und her. Mit unerschrockenem Gleichmut fechten die deutschen Ritter, hitzig umkreisen mit Hieb und Stich die flinken Ungarn die grimmigen Polen, mit unermesslichem Mut streiten die Böhmen und Mähren. Ein Ritter aus Nordböhmen hat sich den Kaiser als Gegner auserkoren, Ross an Ross kreuzen sich blitzschnell die Schwerter. Verwundet sinkt Rudolf von Habsburg vom Pferd, da sprengt Heinrich von

Ramschwag, ein Ritter aus dem Thurgau, herbei und hebt mit flinkem Lanzenstoß den Böhmen aus dem Sattel, springt vom Ross und stützt den jungen Kaiser, hebt ihn auf sein Pferd, und weiter geht die Schlacht mit Hieb und Stich und Schlag und Stoß. Oft müssen die Kämpfer innehalten, ihre erschöpften Rosse verschnaufen zu lassen und ermüdet den schlaffen Arm zu senken. Schon neigt der blutige Tag sich zu Ende, da durchbricht im gewaltigen, letzten Ansturm die deutsche Ritterschaft das slawische Heer. Ottokar fällt, von zwei steiermärkischen Rittern durchbohrt, die Rache an ihm zu nehmen haben für ihren hingerichteten Vater; die böhmischen Fahnen und die polnischen Standarten sinken wie stolze Halme unter der Sense, in eiliger Flucht und Verfolgung fluten die zerberstenden Reitermassen über das weite Marchfeld. Die Geschichte des unabhängigen Böhmen ist zu Ende.

Wir ziehen gegen Pardubitz, das mit seinen Fabrikschlotten über die Kornfelder herüberblickt, bleiben östlich der Elbe und traben über welliges, kornreiches Land gegen Königgrätz. Unser Schimmel von Perbal scheint es sehr eilig zu haben, immerzu will er traben, trotz der sommerlichen Hitze, die über den Feldern flimmert. Halten wir bei einem Weidengebüsch, so umfängt uns eine weite Stille, und »Kedves« nutzt die Rast, ein saftiges, böhmisches Gras zu knabbern, derweil »Chüeri« eine Hasenspur beschnuppert, ihr kreuz und quer nach dem Kornfeld hin folgt, sich dann doch eines Bessern besinnt, um sich abseits in den Schatten zu legen.

Wenn wir den Blick über die weiten Felder streifen und dann auf Pferd und Hund ruhen lassen, mögen uns wohl seltsame Gedanken bewegen. Haben die Tiere eine Seele? Suchen sie zu ihrer Umgebung in ein geistiges Verhältnis zu kommen, oder haben jene kalten Theoretiker Recht, die ihnen nur ein animalisches Triebleben zugestehen? Ich glaube wohl, dass sie ein Seelenleben haben, ihre Erinnerungen und wohl auch ihre Hoffnungen, die der Mensch oft unwissend zerbricht. Wenn »Kedves« mit dem Kauen des saftigen Grases innehält und lange träumerisch über die Ebene blickt, welches Sinnen mag durch seinen klugen Kopf gleiten? Sein Erinnern mag zurückgehen auf den fernen Tag, da er erstmals raschelndes Stroh unter dem krausen Fell spürte, da alles noch unklar und ungewiss und furchtbar neu vor seinen Füllenaugen erstund, der lange, schmale Kopf der Mutter, der sich niederneigt, ihre weichen Nüstern, die ihn warm beschnuppern, die Zunge, die über sein widerspenstiges Lockenhaar besänftigend streicht. Und dann das erste Schwanken auf den hohen Beinen und die vielen andern Pferdemütter und -kinder um ihn und der Bursche, der den Laufstall betritt, wenn es heller wird am frühen Morgen und dunkler wird am versinkenden Tag. Und dann die weite Puszta, der erste Schritt hinaus in das Leben, von der Mutter betreut, das erste Sichlösen der jungen, schmalen Glieder und die erste Freude an der Bewegung, die seinen jungen Leib über die sandige Steppe trägt in schwankendem Gang und grotesken Bocksprüngen. Der Ziehbrunnen weit draußen, um den herum es immer so kotig ist, dass man erst furchtbar Angst hat und vermeint, in das Nichts zu versinken und wieder die Mutter, die zuversichtlich durch die Lachen schreitet und die bereits um das Leben weiß, das noch ungewiss vor seinen staunenden, dunklen Augen schwankt. Und was es alles noch in dieser weiten Welt gibt! Der erste Hase, der aufgescheucht flieht und ihm großen Schreck einflößt, und die Mücken, die sich quälerisch in Augenwinkel und Nüstern graben, und der weite Teich mit den weißen Vögeln, vor denen er immer mehr Angst hat als vor dem schillernden Wasser, das so fest und ruhig scheint und so trügerisch ist mit seinem sandigen Grund. Und dann der Csikos - der Pferdehirt - in seiner malerischen Tracht, vor dem Mutter so

großen Respekt hat, und der auf seinem flinken Ross die Pferdeherde umkreist. Die Angst, die sein fröhliches Peitschenknallen ihm einflößt, bis er weiß, dass der Csikos ein guter Mann ist und mit der Peitsche nicht schlägt, wohl nur seine Lust am Leben in die Weite knallt. Und die Freude, wie er nun die ganze, wachsende Kraft in seinen hochfesseligen Beinen spürt, mit der Herde über die Weiten zu tollen, immer längsseits der Mutter, wie alle ändern Fohlen und das Wälzen im Sand und wohl auch im Kot, der krustige Schichten auf dem Kraushaar zurücklässt, die seltsam zu jucken beginnen, und die man fast nicht wegscheuern kann am Stamm der Akazie. Und wie launisch der Himmel ist hoch oben über der Steppe, bald blau und unendlich sich wölbt, bald düster und regenschwer sich niedersenkt. Und der erste Regen, der so angenehm warm in die krausen Locken fällt, und der erste Sturm, vor dem es sich unter den Bauch der Mutter verkriecht, die schwer und ergeben den Kopf senkt, wenn die kalten Schauer über ihre Kruppe fahren. Und wie der lange Schweif der Mutter, der sonst so fröhlich um die Flanken peitscht, jetzt massig und schwer niederhängt und ganz unten zu einem verwunderlichen Brunnen wird, von dem ein schmaler Wasserstrang niedergleitet, ein kleines Loch in den sandigen Pusztaboden höhlend. Und dann gibt es bei der Herde einen sonderlichen Kerl, den Leitesel, der immer so trübsinnig vor sich hinstarrt und nachdenklich ist, und der doch so furchtbar dumm sein muss, dass er lieber am Dornestrüpp kaut und garstige Disteln knabbert, statt das schmale Pusztagrass. Und doch scheint der graue Langohr viel zu wissen, und die Mutter und alle Pferdemütter halten große Stücke auf ihn. Immer ist er der ruhende Pol, den nichts aus der Fassung bringt. Oft stiebt die ganze Pferdeherde erschrocken davon, von irgend etwas aufgescheucht. Nur der graue Esel bleibt gleichmütig stehn, und immer kehrt die Herde zu ihm zurück, und er scheint ihr Wiederkehren mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit zu betrachten.

Noch andere Herden weiden auf der Puszta, große Tiere, wie seine Mutter, nur plumper und schwerfälliger, und lange Hörner tragen sie, und es gibt unter ihnen streitsüchtige Gesellen, denen man besser aus dem Wege geht. Die weißen, langfelligen Hüterhunde liebt er nicht, die die Viehherden umkreisen und oft auch neidisch auf die Pferdeherde sich stürzen, wenn sie ihr Gebiet streift. Doch die Stuten fürchten diese Hunde nicht, vor denen selbst die gewaltigen Steppenstiere ausreißen, er lernt von ihnen, sich gegen die Angreifer zu stellen. Den Kopf vorn zwischen die Beine nehmen und hintenausfeuern mit den Hufen und flink auf der Vorhand sich im Kreise drehen. Vor den Stieren mit den langen Hörnern hat er Furcht, doch die kleinen wolligen Tiere, die in großen Kuppeln streifen und immer so dicht zusammenhalten, die hat er liebgewonnen. Sie sind so furchtsam, und die kleinen Lämmer gar haben stets so ängstlich zu klagen. So ist er nun in dieses Weideleben allmählich hineingewachsen, alles ist ihm vertraut und alltäglich geworden, sogar mit dem Wunder der kleinen Vogelwesen hat er sich abgefunden, obgleich er sich nicht zu deuten weiß, wie sie sich so unbeschwert vom Boden erheben und durch die Lüfte schweben können. Der Winter ist gekommen, und einmal war es ringsum blendend weiß, und er musste erst lange blinzeln, bevor er vermochte, in diese glitzernde Pracht zu schauen. Aber das dauerte nicht lange, und nun war es viel garstiger als zuvor, und an den Hufen bildeten sich Klumpen, die das Gehen und Springen beschwerlich machten, und er wurde fast wieder so unsicher auf seinen hohen Beinen wie am ersten Tag. Es gibt nun kein saftiges Gras mehr zu knabbern, oft muss man viele Tage lang im Stalle bleiben, und das dürre Futter erscheint ihm erst zäh, und seine Fohlenzähne werden mit den geschroteten Kukuruzkörnern gar nicht fertig, und er hofft, dass bald wieder die Sonne komme und

die Tore sich öffnen in die endlose Weite, wo die Zeit so schnell vorübergeht und es immer etwas zu sehen gibt und man die jungen Glieder rühren kann in langen Galoppaden und Sprüngen. Es ist auch immer so lange dunkel und so kurze Zeit nur Tag und meist ein trüber Tag, der hoch durch die Spinnengewebe der Laufstallfenster blickt.



Aufbruch am frühen Morgen

Er muss sich jetzt an die Halfter gewöhnen, die ihm der Stalljunge über die Ohren streift, und dann wird er und die andern Fohlen reihenweise hinausgeführt, und der Csikos ist da, aber nicht zu Pferd, sondern sehr ehrerbietig vor einem dicken Herrn im Pelzmantel, der an einem kleinen Ding nagt, das aussieht wie ein dunkler Kukuruzstengel und daraus blaue Wolken zieht, die er kunstvoll zwischen den Zähnen zu Ringeln ausbläst, wenn er mit dem Csikos oder dem Stallburschen spricht. Er muss an der Leine laufen und wird abgetastet an Leib und Beinen, und der dicke Herr scheint sehr zufrieden zu sein; denn er geht mehrmals um ihn herum und neigt den Kopf, um ihn besser betrachten und prüfen zu können, und der Csikos lächelt stolz und verbeugt sich ungelenkt, wenn der Pelzmantel spricht. Nun wundert er sich, dass der Junge ihn in einen andern Stall führt und will widerstreben. Aber der Bursche zerrt an der Halfter, und im neuen Stall sind schon andere Fohlen und sind auch sehr verwundert, und immer mehr werden hereingeführt, und zuletzt kommt der Pelzmantel mit dem Csikos nach, die neue Jährlingsklasse zu mustern. Er sehnt sich zurück nach der Mutter, die dort drüben geblieben ist, und alle sehnen sich und wiehern und scharren. Aber der Pelzmantel verlässt mit dem Csikos den Stall, und der Bursche schleppt Heu herbei und geschroteten Mais, untermischt mit Hafer, und über der Krippe vergisst man wohl seine Sorgen. Die erste Nacht kommt; da er nicht an der Seite der Mutter sein kann, kommt sie ihm kalt und Öde und endlos lang vor und unruhig erhebt er sich zuweilen, um nach dem Stalltor zu streifen, das fest in den Riegeln liegt. Nun, der Tag wird alles wieder gut machen; denn er wird schon aufpassen, wenn

das Tor offensteht und eilig zur Mutter zurückkehren. So stellt er sich, wie der Morgen dämmt, hinter das Tor, und wie der Bursche den Flügel aufstößt, wischt er hinaus und setzt in langen Sprüngen über den kotigen Platz. Er wiehert freudig, wie er die alte Stalltüre offen stehen sieht und ist mit zwei Sprüngen drin. Doch der Stall steht leer, alle Fenster sind weit offen, ihn auszulüften, und seine Mutter und alle Pferdemütter sind fort. Das beunruhigt ihn, und er schnuppert am Boden und streift den Wänden nach und sucht, bis der Bursche kommt mit der Halfter und ihn zu fangen sucht. Aber der Bursche allein bringt es nicht fertig und der Csikos, den er zu Hilfe ruft, auch nicht; denn er lässt sich weder locken noch fangen. Da geht der Csikos hinaus, derweil der Junge in der Türe Wache hält, und wieder sucht er schnuppernd am Boden und wiehert. Jetzt hört er draußen den Schritt eines Pferdes, und unter der Tür erscheint der Csikos und hält an der Halfter seine Mutter, die ihn wiehernd begrüßt. In eiligen Sprüngen ist er bei ihr und schmiegt sich an ihren schlanken Leib, und sie beschnuppert ihn und ist freudig erregt. Der Csikos führt nun die Mutter hinüber zum Fohlenstall, und er tollt nebenher; denn nun wird er ja wieder bei ihr sein alle Tage und alle die langen dunklen Nächte. Richtig, der Csikos führt sie hinein, und die ändern Fohlen kommen verwundert herbei, und er ist stolz, dass er sich seine Mutter zurückgeholt hat und zufrieden, dass er nun bei ihr bleiben soll, und dann werden wieder die warmen Tage kommen und die Weide, und der blaue Himmel wird über seinem Glücke strahlen. Doch seine Freude ist kurz. Der Bursche hat ihm, da er ruhig neben der Mutter hält, die Halfter übergestreift und zerrt ihn nun weg, und der Csikos geht mit der Mutter hinaus, und es nützt nichts, dass sie wiehert und umkehren will, und dass er mit allen Kräften versucht, den Burschen, der sich mit beiden Füßen in den Boden stemmt, mit fortzureißen. Der schwere Torflügel fällt ins Schloss, und er hört draußen den Schritt der Mutter, die sich mit dem Csikos entfernt. Nun lässt ihn auch der Bursche wieder frei und gibt ihm einen freundschaftlichen Klapps auf die Kruppe, aber er ist sehr traurig und bleibt wie angewurzelt stehn und verwünscht diese schwere Tür, die ihn von seiner glücklichen Jugend abschließt.

Nur allmählich gewöhnt er sich und fügt sich. Er spielt mit den Stallgenossen und schläft viel, und allmählich verblasst das Bild der Mutter. Das Licht des Tages siegt langsam über die langen Nächte, und bald muss wieder die Zeit der Weide kommen. Doch es geht nicht mehr auf die weite Puszta, das Jährlingsgehege nimmt ihn und die andern auf. Ein langgezogenes Feld, durch Palisaden umzäunt. Auch der alte Csikos ist nicht mehr da, ein junger amtet hier. Er jagt mit einer langen Peitsche das Jährlingsrudel zuweilen von einer Feldecke in die andere, damit sie ihre jungen Glieder strecken, und sie haben ihre Lust an diesem Jagen.

Nur einmal sieht er seine Mutter wieder, wie der alte Csikos mit den Stuten auf die Puszta hinauszieht. Er drängt sich an die Palisade, aber seine Mutter und alle andern haben junge hochbeinige Fohlen bei sich und wenden kaum den Blick nach dem Feld der Jährlinge, die dem Zuge auf die Puszta folgen, soweit die Palisadenzäunen reicht. Er schaut dem Zug der Stuten nach, bis sie in der Ferne der sandigen Steppe entschwinden und weiß sich dies nicht recht zu deuten. Dann wendet er halb trotzig, halb wehmütig um, und eben rückt mit fröhlichem Peitschenknallen der junge Csikos auf, die Jährlinge aus der Ecke und in vollen Lauf zu jagen. Der Sommer geht gleichmäßig dahin, es gibt nun reichlich Hafer und weniger Türkisch-Korn, und das bringt Feuer ins Blut und lässt die junge Jährlingsklasse durch das Gehege tollern. Wieder ist der Herbst da, und es ist schon ordentlich kalt, und dichter wird das krause Haar auf dem Fell. Mehrmals war der Herr im Pelzmantel mit dem glimmenden Kukuruzstengel da und hat mit Wohlgefallen

das Gedeihen seiner Jungpferde gemustert. Nun rückt er eines Tages auf, und viele andere Pelzmäntel begleiten ihn. Aus den Jährlingen sind schon Zweijährlinge geworden und kräftige junge Rosse. Sie werden einzeln eingefangen und vorgeführt, und der dicke Pelzmantel spricht eifrig mit den andern und gestikuliert, und einer um der andere tritt vor, die Sehnen zu betasten und die Kruppe und den Widerrist zu prüfen und zu messen. Zu kleinen Trupps werden die jungen Pferde zusammengestellt, hier drei, dort fünf, dort zwei. Der junge Csikos und der Futterbursche gehen liebkosend nochmals von einer Gruppe zur andern, dann kommen andere Burschen, die er noch nie gesehen hat, und nicht der dicke Pelzmantel führt nunmehr das Wort, sondern die andern Pelzmäntel, nachdem sie aus ihren Brieftaschen dem Dicken viel schmutziges Papier übergaben, das dieser wohlgefällig in die weiten Taschen schob.

Mit zwei andern zusammengekoppelt, geht er an der Leine aus dem Hof und über viele Feldwege nach einer Straße hin, die sich endlos weit über die Ebene zieht. Sonderbare Wagen kommen merkwürdig schnell heran, und weder Pferd noch Ochse sind vorgespannt, irgendein Zauberer scheint sie vor sich herzublasen. Erschrocken versucht er mit den beiden andern auszubrechen, aber der Bursche hält den Strick fest um die Faust geschlungen und läßt nicht locker. Und plötzlich senkt sich eine Stange vor ihnen über die Straße, und sie müssen warten, und neben ihnen hält bald einer der Zauberwagen, und verwundert bemerken sie, dass darin Leute sitzen wie der Pelzmantel und ebensolche dunkle Kukuruzstengel im Munde haben, die den blauen Rauch abgeben. Da naht sich mit viel Brausen und Gezisch ein schwarzes Ungeheuer, es wächst förmlich aus dem Nichts empor und fährt donnernd hinter der Schranke durch, wird kleiner und kleiner und ist im Nu verschwunden. Erschrocken haben sie sich gebäumt und den Burschen beinahe umgerissen und zittern in den Fesseln wie die Stange aufgeht und die Straße freigibt, und auch der Zauberwagen mit den Menschen hinter Glas seinen Weg fortsetzt. Bald geht es seitab, von der Straße weg mit dem harten Boden, und nun fühlt er wieder die gute weiche Erde unter dem unbeschlagenen Huf und fühlt sich irgendwie heimisch und sonderbaren Schrecknissen entronnen. Es ist zwar nur ein kleines Gehöft, auf das sie der Bursche führt, und der Stall und die Weide, die dazu gehören, sind nicht so weit und unendlich wie die Puszta. Doch es gibt reichliches Futter und gute Pflege, und die wilden Kammhaare und der Schweif werden mit Stroh eingeflochten, was ihm sehr überflüssig scheint und lästig dazu. Es sind noch ältere Pferde da, und alle Tage kommen Leute, und die Pferde werden herausgeführt und vorgetrabt, und manchmal wird ihnen gleich eine neue Bandhalfter übergestreift, und sie gehen mit dem Käufer fort auf Nimmerwiedersehen. Die beiden andern Gefährten sind schon weg, doch an ihm scheint der Herr im Pelzmantel besonderes Wohlgefallen zu haben. Läßt er ihn vorführen, so fordert er einen hohen Preis, und der Handel kommt nicht zustande, und so geht auch der dritte Winter dahin, und Pferde kommen und gehen, wenn die Pelzmäntel ihre schmutzigen Papiere ausgetauscht haben, wieder hinaus in die Welt, in der verzauberte Glaswagen fahren und schwarze Ungetüme über gleißende, schmale Bänder brausen. Die Mutter hat er nun schon lange vergessen, aber nicht die weite Puszta, auf der man hinstürmen kann ohne Anfang und Ende, und wo im Abendeuchten am Horizont der gigantische Ziehbalken des Steppenbrunnens in den Himmel ragt. Es muss zwei Welten geben, eine stille, weite, unendliche mit weichem, sandigem Boden und eine lärmende, enge, wo alles abgezirkelt ist auf schmalen Raum und über schmale Bänder eilige Wagen gleiten, und wo man auf hartem Boden kein Krümelchen wegbringt beim Scharren und Stampfen mit den Hufen.

Es ist nun Frühjahr, und die Bauern rüsten sich, das Feld zu bestellen. Sie müssen ihren Zug ergänzen, und so steht an einem sonnigen Blütenmorgen der Bauer aus Perbal da, und er wird ihm vorgeführt, und lange wird um den Preis gemarktet. Aber schließlich zieht der Perbaler seinen Lederbeutel und bringt die zerknitterten, schmutzigen Pengönoten hervor, und wieder beginnt ein neuer Lebensabschnitt. Fremd und kalt und bitter schmeckt das Gebiss, und ungewohnt fühlt sich der Kummet auf der Schulter. Zwei ältere Pferde sind noch da, die die schwere Arbeit verrichten, und nur allmählich wird er an den leichten Zug gewöhnt. Mit viel Liebe und Geduld und ohne Peitsche, wie es sich für einen schwäbischen Ungar, der mit den Pferden zur Welt kommt, mit den Pferden lebt und mit den Pferden stirbt, wohl geziemt. Und nun steht er hier in diesem weiten Böhmen, das nicht der Puszta gleicht und doch an sie erinnert, weil der Blick frei über unendliche Felder streift und sich ein azurblauer Himmel in Ungewisse Fernen wölbt. Er ist ganz langsam in sein Schicksal hineingewachsen, ohne Widerwillen, wenn auch oft mit Verwunderung die unbekannten Dinge dieser Welt betrachtend.



Reiterkameradschaft

Wir streben einen sanften Hügel hinan, und dieser Hügel wächst vor uns in den blauen, unendlichen Himmelsraum, und wir mochten glauben, dass hinter seinem Kamm nichts mehr liegt von dieser Welt, keine Städte und keine Straßen und keine rauchenden Schloten und gleißenden Schienenstränge, und dass wir ganz am Anbeginn der Zeit stünden, da alles noch rein und unbefleckt war und die Welt ein unbeschriebenes Blatt. Und nun sind wir oben, und vor den Hufen unseres Schimmels senkt sich der Hügel gleichmäßig sanft zu Tal, und in der Ebene liegt eine Stadt Hradek-Kralove-Königgrätz. Ihr Name erschütterte die Welt. Auf diesen sanft gewellten Hügelfalten siegte das preußische Zündnadelgewehr über die Heersäulen Oesterreichs, hier erlag der greise Feldzeugmeister Benedek der überlegenen Strategie Moltkes. Hier bei Königgrätz - oder genauer bei dem kleinen Flecken Sadova - wurde die

Geschichte Europas in neue Bahnen gelenkt, die Vormachtstellung Habsburgs im deutschen Bund gebrochen, der beherrschende Einfluss der französischen Diplomatie des dritten Napoleon zurückgedrängt. »Rache für Sadova« war der Ruf, der über die Pariser Boulevards und durch alle dem aufstrebenden Preußen abgeneigte Länder ging.

Wir nehmen Quartier außerhalb der Stadt bei einem Bauern, der uns gastfreundlich Platz gibt im Stall, indem er seine Ochsen auf die Weide treibt. Er findet großen Wohlgefallen an unserm Schimmel, grad so einen Schimmel hat er auch mal gehabt vor vierzig Jahren, als er bei der Kavallerie in Enns diente, und wie er uns nachher in die Stube führt, weiß er viel zu erzählen, wie das doch ein ungesorgtes Leben war damals und jeder sein gutes Fortkommen hatte und man von Arbeitslosigkeit gar nichts wusste, und wie dann dieser verwünschte Krieg alles von oben nach unten kehrte, und seither die Welt gar nicht mehr ins Geleise komme. Er selbst habe den Krieg nicht mehr mitmachen müssen, aber seine Söhne seien »Militaristen« gewesen, einer sei schon ganz zu Beginn bei Przemysl gefallen, der zweite sei zurückgekommen und habe derweil immer über die Gicht zu klagen, der dritte aber sei verschollen. Aber eine innere Stimme sage ihm, dass er noch einmal wiederkommen werde, man lese ja zuweilen in den Zeitungen, wie noch nach Jahr und Tag aus dem fernen Sibirien längst totgeglaubte Soldaten wieder nach Hause gekommen, und er hoffe es noch zu erleben und wolle dann gerne sterben. Seine Frau, die Bozena, sei am Kummer um ihren verschollenen Jüngsten gestorben, immer habe sie noch fest an sein Wiederkommen geglaubt. Und wie wir ihn nach den heutigen Verhältnissen fragen, und wie er sich als deutscher Bauer hier fühle, macht er aus seinem Herzen keine Mördergrube, und wir finden unsere eigenen Gedankengänge wieder, wie er erzählt: seine Frau sei eine Vollbluttschechin gewesen und das schönste Mädchen von Chlub, er habe manche Tracht Prügel bekommen und ausgeteilt, bis er sie bekommen, weil die Chluber Jungmannschaft ihn als hergelaufenen Deutschen aus Königgrätz nicht habe leiden mögen. Aber damals seien sie noch die Herren gewesen im Land, und ein Oesterreicher habe sich immer dreimal mehr gewähnt und auf diese Tschechen und Slowaken heruntergeschaut. Seine Frau, die Bozena, habe ihn nur genommen, weil er ein so fescher Bursche gewesen sei und sich durch nichts habe abschrecken lassen, und weil er als Kaiser-Dragoner gar schmuck ausgesehen habe mit den roten Hosen und dem Pallasch an der Seite, und weil er es mit jedem aufgenommen habe auf dem Tanzboden und beim Kegelschieben und auch etwa bei einer Schlägerei, und dabei sei es damals noch recht arg zugegangen, und die österreichischen Gendarmen hätten immer erst eingegriffen, wenn genügend Beweismaterial an zerschlagenen Köpfen und an herausgehauenen Zähnen beisammen gewesen sei. Als Deutsch-Oesterreicher sei man meistens bei Gericht nicht allzu fest angepackt worden, die Tschechen habe man ohne viel Federlesens verknurrt, und was so ein Gendarm auf seinen Diensteid genommen, das habe gegolten wie das Evangelium. Die Bozena sei dann seine Frau geworden, und er habe dies nie zu bereuen gehabt, und sie habe ihm auch ganz andere Ansichten beigebracht, unmerklich eigentlich; denn er sei auch einer von den Oesterreichern gewesen, die geglaubt, was da sonst noch in der Doppelmonarchie herumkrieche, sei Hundepack. Sie habe ihre Bekehrungsweise gehabt, die nicht verletzen konnte und ganz allmählich wirkte. So habe sie ihm einmal aus einer Wiener Zeitung einen Ausschnitt gebracht und alles sei schön rot unterstrichen gewesen, und so sehr er zuerst diese Zahlen mit Gleichgültigkeit angeschaut, hätten sie ihm doch zu denken gegeben. Darin wäre auf den Kopf genau ausgerechnet gewesen, dass die österreichisch-ungarischen Lande von 39 Millionen Menschen bewohnt

seien, davon seien 11 Millionen Deutsch-Oesterreicher und 6 Millionen Magyaren dagegen mehr als 17 Millionen Tschechen und 5 Millionen andere slawische Stämme und Italiener. Die Bozena habe immer gesagt, das komme nicht gut und werde einmal alles aus den Fugen gehen. Er habe zwar jeweils gelacht bei diesen Prophezeiungen und habe an die Macht des alten Kaiserhauses gedacht und die starke Armee und die Gendarmerie, und wie das ganz unmöglich sei, dass da irgendwann etwas anders werde, und diese Tschechen und Slowaken die Herren würden im Lande. Nun sei es doch so gekommen, wie die Bozena gesagt, und zwar viel gründlicher, als diese Tschechen in ihren kühnsten Träumen sich vorgestellt. Den alten Kaiser Franzl habe der Herrgott noch vorher zu sich gerufen, dass er die Schmach nicht mehr habe erleben müssen, er hätte ja genug Schweres gehabt in seinem langen Leben, und so sei er noch als Kaiser und König gestorben, und das sei ihm als altem Kaiserdragoner eine Beruhigung; denn er sei halt doch ein guter Vater gewesen, der Franzl und habe es mit allen gut gemeint und habe sicher von manchem Unrecht nicht gewusst, das in seinem Namen verübt worden sei von elenden Federfuchsern draußen auf der Provinz. Sein Vater schon habe ihm den hohen Respekt vor dem Kaiser Franzl beigebracht; denn er sei hier bei Königgrätz dabei gewesen und habe oft berichtet, wie das zu- und hergegangen. Die österreichische Armee sei durch die verlorenen Vorgefachte schon entmutigt gewesen, und der alte Benedek, an dem die Soldaten gehangen wie Kinder, hätte die Schlacht nicht angenommen, wenn nicht aus Wien der strenge Befehl gekommen wäre, keinen Schritt mehr zurückzuweichen. So habe Benedek hier herum bis zur Bistritz alle seine Artillerie auffahren lassen und sei selbst unter die Truppen gegangen, ihnen Mut zuzusprechen. Weit herum hätten die Fenster gezittert vom Donner der österreichischen Geschütze, aber die Preußen seien immer wieder vorgedrungen, und sie hätten mit ihrem Zündnadelgewehr viel schneller laden und schießen können, als die österreichische Infanterie. Trotzdem sei der Angriff sechs Stunden lang aufgehalten worden, und sogar die preußische Garde habe zurückweichen müssen unter dem mörderischen Kartätschenhagel, der ihre Glieder zerriss. Der König von Preußen habe bereits die Kavallerie zusammengezogen, um den Rückzug zu decken, da sei der Kronprinz mit der Reservearmee eingetroffen, und nun sei alles verloren gewesen. Damals schon hätten sich daraufhin die Tschechen gerührt und es beinahe durchdrücken können, dass man ihnen die Selbständigkeit zuerkannt, aber dann sei über all dies wieder Gras gewachsen, und sicher habe der gute Franzl geglaubt, dass nur einige unruhige Intelligenzler mit seiner Regierung nicht zufrieden seien; denn er habe gar viel gehalten auf den Böhmen. Im Weltkrieg dann, wie ganze tschechische Regimenter mit klingendem Spiel und eingerollter Fahne zu den Russen übergingen, da seien ihm die Augen aufgegangen, und wenn nicht die Deutschen dagewesen wären, die in die Lücken aufrückten, so wäre es schon damals mit Oesterreich schief gegangen. Hier in Böhmen habe man während des Krieges von Not nicht viel gespürt, auf dem Lande schon gar nicht. Die Tschechen hätten alles verstaut und verborgen, und die österreichische Etappenverwaltung sei schon damals korrupt gewesen. Deshalb habe es ja auch in Oesterreich viel schlimmer ausgesehen, als in Deutschland, wo eine peinliche Ordnung für eine gerechte Verteilung gesorgt habe und alles erfasst worden sei, und wenn auch alles sehr knapp und schlecht geworden sei gegen Ende des Krieges, so habe doch nicht eine so ungeheure Not geherrscht wie in Wien.

Und wie wir über seine Worte nachsinnen, hat er auch viel zu fragen: in der Schweiz habe man natürlich keine Kriegsnot gekannt, sondern Geschäfte gemacht derweilen und sei reich geworden. Da müssen wir

doch einiges richtigstellen: allerdings habe es auch bei uns Schieber gegeben, wie in Oesterreich und allen kriegführenden und auch unbeteiligten Staaten, sogar in Deutschland, das doch mustergültig organisiert und kontrolliert habe. Aber das seien doch nur wenige gewesen, und das Volk habe große Opfer auf sich genommen und nicht nur zu seiner Verteidigung und Selbsterhaltung, sondern auch zur Linderung der Not in den Kriegsländern. An den Folgen des Krieges hätten wir noch heute zu tragen, haben alle zu tragen und werden doch nicht klüger davon. Da nickt der Alte und sinnt vor sich hin, und plötzlich scheint er sich gewaltsam von diesen Gedankengängen loszureißen. Er macht uns den Vorschlag, nochmals nach dem Schimmel zu sehen und dann schlafen zu gehen. Mit einer Petrollampe geht er voran über den Hof, und im Stalle bleiben wir noch recht lange stehen, wie das sich für alte »Rösseler« gehört, und sogar einige lustige Stücklein aus seiner k. u. k. Dienstzeit weiß der Bauer zu berichten. Wie neben ihm als Rekrut in Enns ein feines Wienerbüschchen gewesen sei, der vorher noch nie ein Pferd von nah gesehen habe, und wie er als Nebenmann ihm immer zurechthelfen musste, und die Unteroffiziere den Wiener seckiert hätten, und er sich ob all der Schimpfworte noch linkischer angestellt habe. Einmal habe es Alarm gegeben, und sie hätten im Finstern satteln müssen, und der Wiener sei mit seinem Pferd gar nicht zum Stall herausgekommen, nicht einmal im Stand wenden habe er das Tier können, so sehr er an der Halfter gezerrt habe. Da sei der Unteroffizier nachsehen gegangen und richtig, der Wiener habe wieder mal einen schönen Schildbürgerstreich geleistet. Mit der Sattelgurte habe er zugleich den Schrankbaum eingezogen, so dass das Pferd daran festgebunden gewesen sei und natürlich trotz allem Zerren nicht habe einen Fuß verrühren können. Von da weg habe der arme Wiener nicht für den Spott sorgen brauchen. Nun sind wir auf ein Thema gegliitten, das für alte Soldaten unerschöpflich ist, und wie wir endlich nach der Uhr sehen, ist es elf Uhr, und früh am Morgen wollen wir die Stadt besichtigen und dann weiterziehen. So führt uns der Bauer hinüber ins Haus und leuchtet uns in die Kammer, zwei sauber überzogene Betten sind da, und wir sind müde und trotz der Schlacht bei Königgrätz, die um diese alten Mauern tobte, bald eingeschlafen. Schon früh weckt uns der Bauer, und ich will hinüber zum Stall, den Schimmel zu besorgen, aber der Bauer hat das schon alles in Ordnung gebracht, und blitzsauber glänzt sein Fell. Das habe er sich nicht nehmen lassen, wenn es nicht ein Schimmel gewesen wäre, würde er es unterlassen haben, aber jetzt habe er sich an seine Emser Zeit erinnern können, und wie er da mit Striegel und Bürste hantiert habe, sei er sich wieder ganz jung vorgekommen, und manches sei in seinem Gedächtnis wiedergekehrt, was er schon längst vergessen gehabt. Auf dem Tisch im Wohnhaus steht schmackhafter Kaffee und böhmischer Waldhonig und eine riesige Balle gelblicher Butter und körniges Brot. Wir hauen tapfer ein, und dem alten Bauer gefällt das, und er schenkt immer wieder ein, und wie wir nun nach der Rechnung fragen, ist er ganz beleidigt. Da gebe es nichts zu bezahlen, wenn er mal nach der Schweiz komme, werde er auch vorsprechen und zum Tisch sitzen. Aber vor seinem Besuch seien wir ziemlich sicher; denn in seinen alten Tagen werde er kaum noch so weit in der Welt herumkommen, seit seiner Rekrutenzeit sei er nur ein einziges Mal in Wien gewesen mit seiner Bozena, und von dieser schönen Erinnerung hätten sie beide ihr Leben lang gezehrt und seien auch ordentlich benieden worden von Vettern und Basen. Dann habe er noch Prag gesehen, aber lange vor dem Krieg, und dahin hoffe er doch noch mal zu kommen; denn das sei heute nur mehr ein Katzensprung, und er möchte jetzt gerne vergleichen, wie das sei gegen früher, da dieses

Prag nur eine Provinzstadt gewesen. Die Tschechen würden das nun wohl ordentlich herausgeputzt haben.



Viehschwemme in Mähren

Königgrätz ist eine schmucke Stadt. Besonders der weite Hauptplatz mit der gotischen Kathedrale und dem Rathaus mit dem Kuppelturm, in der Mitte des Platzes eine Heiligenstandsäule. Beidseitig moderne und altheimelige Ladengeschäfte, teilweise mit deutschen Anschriften, und alte, habliche Bürgerhäuser und zwischendurch nach allen Seiten ausstrahlend schmale Gassen, enge Hinterhöfe, in die nie ein Sonnenstrahl fallen mag. Eine fremde Stadt muss man sich auch von der Rückseite ansehen, um den richtigen Eindruck zu gewinnen. Wenn es in den winkligen Nebengäßchen ordentlich und gepflegt aussieht, und Pflaster und Treppen trotz einer grauen Patina blitzsauber aussehen, dann darf man wohl auf den Ordnungssinn der Bürgerschaft schließen. Im Übrigen bietet es einen eigenartigen Reiz, ein wenig das intimere Bild einer Stadt zu genießen, und das zeichnet sich in den rückwärtigen Gassen ab und nicht auf dem sauber hergerichteten Paradeplatz. Hier in diesen vergessenen Winkeln, wo Gevatter Schneider und Handschuhmacher ihr stilles Gewerbe treiben und der Schritt des Briefträgers unwillkürlich bedächtiger wird, wenn er in die bunt übereinander geschachtelten Briefkasten seine Gaben verteilt, und wo zwei gute Nachbarinnen vor dem Tore sich gar viel zu erzählen haben, und vom Fenster des obern Stockes die dritte aufmerksam etwas von dieser weltbewegenden Unterhaltung zu erhaschen sucht, hier zeigt die fremde Stadt ihr wahres Gesicht. Jener Alte dort, der sinnend unter dem Hoftor steht, hat sicher etwas im Überfluss, was andere zu missen glauben - Zeit. Irgendwie scheint ihn das Leben ausgeschifft zu haben, vorzeitig, bevor er für seine alten Tage sorgen konnte. Trotzdem hält er auf ein sauberes Äußeres und scheint den Kampf nicht ganz verloren zu geben. Die Frau auf der andern Seite die am offenen, niedrigen Fenster stickt und zuweilen mit zwei Jungen keift, die sich im schmalen Gässchen

tollen, hat die schönste Zeit des Lebens längst hinter sich. Aber sie scheint sich deswegen nicht zu grämen, lebt eifrig mit und nimmt an den Geschehnissen lebhaft teil, die sich in diesem kleinstädtischen Krähwinkel abrollen. Ganz anderer Art ihre Nachbarin. Sie ist noch jung, aber irgendwie scheint sie das Leben schon zerbrochen zu haben. Sie hat ein vergrämltes Gesicht und flickt Kinderkleider, ohne ein einziges Mal auf die Gasse zu schauen, und wir möchten zu ihr treten und sie nach ihrem Kummer fragen und trösten. Sie mag auf dem Dorfe aufgewachsen sein und war sicher ein besonders hübsches Mädchen und trug große Hoffnungen ins Leben und glaubte in der Stadt ihr Glück zu finden. Nun ist sie in diese sonnenlose Hintergasse verbannt und lebt ihr kummervolles Leben zu Ende wie Tausende ihrer Schwestern in jeder Stadt. Jeder Tag bringt seine kleinen Sorgen und Plagen und spärlichen Freuden. Der kleine Mann aber, der eifrig um die Ecke strebt und sorgsam seine Ledermappe an sich presst, scheint einen wichtigen Spahn in des Lebens Alltag zu tragen. Sicher ist das irgendein Notarius publicus, der mit einem Wechsel zum Protest läuft, als ob er nicht immer zu früh käme für den armen Teufel, dessen stiller Klausur in dieser stillen Welt er unerbittlich zustrebt. Wenn es gegen Mittag geht, dann schwelen die Küchendüfte ins Gässlein und mischen sich zu einem eigenartigen Sammelsurium kulinarischer Vorgenüsse, hier riecht es nach Käsefladen und nebenan nach Pfannkuchen und quer hinüber scheint es etwas mit schrecklich viel Knoblauch zu geben. So bedingt die Enge des Raumes gewisse Vertraulichkeiten, die wenige Geheimnisse zu bergen vermögen, und jeder in der kleinen Gasse ist über des Nachbars Lebenssphären mit und ohne Absicht gar wohl unterrichtet.

Königgrätz ist eine der ältesten böhmischen Städte, schon im zehnten Jahrhundert wird sie genannt, und ihre Blütezeit war das Mittelalter. Die Habsburger ließen sie befestigen, und der Gürtel der Ringmauern legte sich wie eine Abschnürung um das Wachstum und Gedeihen der Stadt, und erst als diese Mauern im vorigen Jahrhundert geschleift wurden, setzte eine neue Blüte ein.

Wir ziehen über Chlumec und auf sandigen Seitenwegen gegen Kollin. Fast jeder Ort in Böhmen ist in die Geschichte eingegangen. Hier bei Kollin verlor der große Friedrich achtausend Mann seiner Kerntuppen, fast seine ganze, alte Garde, und was schlimmer war - den Ruhm der Unüberwindbarkeit. Seine Lage am Abend dieses verhängnisvollen 18. Juni 1757 war verzweifelt, ein zerschlagenes Heer fast ohne Artillerie, ohne Hilfsquellen, und im Anmarsch aus West und Ost die französischen und russischen Gewalthaufen, fast schien der Krieg gegen »die drei Unterröcke« in einem allgemeinen Chaos das junge Preußen zu ersticken.

Auf der Kirchtreppe des St. Bartholomäusdomes - wie reich ist dieses Böhmen an alten Kathedralen - lehnen einige junge Burschen, und wir fragen sie nach dem Weg, das heißt nach Seitenwegen, die gegen Prag hinaufführen; denn wir möchten die große Durchgangsstraße, auf der die Automobile über die Betonflächen rasen, nach Möglichkeit meiden. Einer der Jünglinge spricht deutsch, ein flotter, hochgewachsener Junge, mit blondem Haar und blauen Augen, der Typus des Germanen. Er ist aus den Sudeten und hier auf einer landwirtschaftlichen Schule, mehr um das Tschechische zu erlernen, das so furchtbar schwer sei. Die Herren Professoren sollten sich bemühen, langsam zu sprechen, aber dies falle ihnen nicht ein, und es sei ganz unmöglich, ihnen im Unterricht zu folgen, berichtet er. Ohne unser Zutun gleitet das Gespräch bald auf politisches Gebiet, und wir haben unsere Neutralität zu wahren, indem wir uns jeden Urteils enthalten. Man setzt sich zwar damit oft falscher Beurteilung aus, gilt für lau und

interesselos. Doch mag es besser sein, dies in Kauf zu nehmen; an den Zuständen würde unser ungerufen schiedsrichterliches Urteil nichts ändern, so sehr man dies Urteil oft fordert. Es wird wohl immer unmöglich sein, für diese von Minderheiten bewohnten Enklaven ein Regime einzuführen, das jeden zufriedenstellt.

Von einem Hügelkamm erblicken wir es, das »hunderttürmige, goldene Prag«. Mächtig thront über der Hauptstadt Böhmens und der Tschechoslowakei die alte königliche Burg, der Hradschin, heute Residenz des Präsidenten Benes. Zehn Brücken führen über die sanfte Moldau, an deren Ufern die Stadt sich lagert, die schönste von ihnen ist die Karulov Most, die Karlsbrücke. Sie überspannt mit sechzehn Bogen den Fluss, mehr als hundert Jahre wurde an ihr gebaut, und Peter Parier, der die Pläne schuf und den Bau begann, sah sie nie vollendet. Heiligenstandbilder aus der Barockzeit schmücken ihre Pfeiler, und in der Mitte ragt das Standbild eines tapfern Mannes empor, das Heiligen Johann von Nepomuk, des Schutzherrn der Flüsse. Wir dürfen wohl davor eine Weile stehen bleiben; denn sein Leben und Tod hat auch für unsere Zeit Bedeutung, und wir möchten uns wohl so standhafte und ehrenwerte Männer wünschen, wie dieser Johannes von Pomuk war. Als ihn der grausame König Wenzel nach den Beichtgeheimnissen der Königin Johanna fragte, soll seine schlichte Antwort gelautet haben: »Ich weiß das nicht mehr, mein Herr König, und wenn ich es wüsste, würde es mir doch nicht zukommen, es Euch zu sagen, so wenig als es Euch geziemt, mich danach zu fragen.« Und auch die grausame Folter vermochte diesem Domherrn und tapfern Priester keine Silbe zu entlocken, so ließ ihn der König binden und an dieser Stelle in die hochgehenden Fluten der Moldau werfen. Einige Prager Priester fuhren noch in der folgenden Nacht mit Kähnen die Moldau hinab und ruhten nicht, bis sie den Leichnam gefunden und aus dem Wasser gezogen. Sie trugen ihn in den Dom von St. Veit, und er wurde der Märtyrer der böhmischen Kirche und des tschechischen Volkes, und der Papst sprach ihn heilig, und sein Andenken ist unverlöschlich in die Herzen seines Volkes gegraben bis in die spätesten Zeiten. Nörgelnde Historiker verweisen seine Geschichte in das Gebiet der Legenden und Sagen, doch das böhmische Volk glaubt an seinen Nepomuk, wie wir an unsern Teil glauben, und die Böhmen und wir tun gut daran. In unserer Zeit, da man »Realpolitik« treibt und die Staatsmänner Ja sagen und Nein denken, in dieser Zeit schmachvoller Kompromisse und ehrloser Preisgabe der Ideale, haben wir es nötig, uns an der Mannhaftigkeit unserer Ahnen aufzurichten, die bei Sempach, Näfels, Murten, Marignano und auf den Treppen der Tuilerien das Ansehen vor der Welt und der Geschichte mit ihrem Herzblut erkauften, das entnervte Epigonen stückweise um ein Linsengericht verschandeln.

Den Zutritt zur Brücke schützen mächtige Türme. Östlich der Moldau der Altstädter Brückenturm, ein prächtiger, gotischer Bau aus dem vierzehnten Jahrhundert mit den Wappen der Länder der böhmischen Krone und Standbildern böhmischer Könige und Heiliger. Jenseits zwei kleinere gotische Türme. Ueber diese Brücke wälzt sich ein riesiger Verkehr; denn sie führt hinüber ins Regierungsviertel des Hradschin. Steil führt der gepflasterte Weg hinan, und oben weitet sich ein breiter Platz, seitwärts von alten Adelspalästen umstanden und an der Stirnseite durch die hohen Gitter der königlichen Burg abgeschlossen, vor der eine einzige Schildwache, nur mit dem Seitengewehr, in gleichmäßigem Schritt

auf und abgeht. Rechts das Palais Schwarzenberg, Sitz unserer Gesandtschaft, dann das Palais Toscana und neben den Wohnungen kirchlicher Würdenträger der erzbischöfliche Palast.



Prag mit dem Hradschin

Der Zutritt zum Schloss ist jedermann frei, und wir treten ohne Ausweis durch das hohe Gittertor und durch einen gewölbten Gang in den innern Burghof mit dem uralten Pflaster, über welches noch die Staatskarossen der böhmischen Könige schwankten. Vor uns der mächtige Dom zu St. Veit. Die prächtige gotische Kathedrale dürfte die längste Bauzeit aufweisen, die irgendein Bauwerk der alten Welt benötigte. Sie beträgt nicht weniger als 585 Jahre; denn 1344 legte der französische Baumeister Mathias von Arras den Grundstein, und 1929 wurde das letzte Gerüst hinweggetragen. Schon die Hussitenkriege unterbrachen die Bautätigkeit auf Jahrzehnte, dann wurde er durch hundert Jahre nur zögernd und nach der Möglichkeit spärlicher Mittel fortgesetzt, und erst im sechzehnten Jahrhundert konnte Baumeister Wohlmüt den neunzig Meter hohen Turm vollenden.

Wir treten in den erhabenen, hochgewölbten Raum und zum Hauptaltar, vor dem die böhmischen Herrscher gekrönt wurden. Das Mausoleum und zwölf Seitenkapellen bergen die Erbbegräbnisse der Könige Böhmens, und über dem Grabmahl des Heiligen Nepomuk bricht sich das Tageslicht durch die Glasmalereien der gotischen Fensterkreuze.

Innerhalb der Burgmauern werden Ausgrabungen vorgenommen, und man stieß auf romanische Bauten und alte Gräber. Wenn man um den Dom herumgeht, kommt man in eine alte, enge Gasse, die sich der Burgmauer entlang schmiegt, das »goldene Gässlein«, wohl eine der ältesten Siedlungen Prags. Hier sollen die Alchimisten Rudolf des Zweiten gewohnt haben, und nach diesen Forschern nach dem Stein der Weisen erhielt das Gässlein seinen Zunamen. Niedrige Häuschen und so schmal, dass sie kaum für eine winzige Küche und ein Zimmer Raum bieten. Prächtig ist der Ausblick auf der Rückseite, tief

hinunter in den Hirschgraben, der in alten Zeiten als Gehege für das Wild und die Raubtiere der böhmischen Könige diente und heute einen mit prächtigen alten Bäumen bestandenen Park bildet. Jenseits des Grabens das Lustschloss Belvedere, das Ferdinand I. von Italienern erbauen ließ, ein prächtiger Renaissancebau mit dem schönsten Rundblick auf das alte Prag.

Im Schlosse selbst, das siebenhundertelf Räume bedacht, sind die historischen interessanten Säle zugänglich. Riesig sind die Ausmaße des Vladislav-Saales, Fenster und Portal im Renaissancestil. Hier fochten die böhmischen Ritter unter den Augen ihrer Könige ihre Turniere aus, hier nahmen die Herrscher auch die Huldigungen der Stände entgegen. Anschließend der gotische Landtag, der Landtafelraum und die königliche Kanzlei. In diesem Raum möchten wir wohl lange sinnend verweilen, an unserm geistigen Auge vorüberziehen lassen jene längst verflossene, stürmische Zeit der deutschen Reformation und Gegenreformation. Auf dem Thron der deutschen Kaiser sitzt ein alter, schwächlicher Mann, Kaiser Matthias. »Wenn's zum Tanzen kommt, wird er keine großen Sprünge machen«, urteilt der Fürst von Anhalt über ihn. Er liebt eine gute Tafel und den Prunk fürstlicher Spiele, zur Krönung nach Frankfurt zog er mit zweitausend Edelleuten zu Pferd und sechshundert sechsspännigen Karossen. Er ist ein verträglicher Mann, die Reformation empfindet er als unliebsame Störung althergebrachter und bewährter Ordnung, doch widerstrebt ihm die brutale Art, wie sein Neffe Ferdinand in Oesterreich gegen die Anhänger des neuen Glaubens vorgeht. So widersetzt er sich lange, diesen zum König von Böhmen und Ungarn zu machen. Und seine schlimmen Ahnungen erfüllen sich schnell. Die böhmischen Protestanten fühlen sich durch ihren neuen König in ihren Rechten geschmälert, ihre Defensoren, an ihrer Spitze der Graf von Thurn, bestürmen ihn mit Bitten, und diese Bitten werden immer dringender und grollender und drohender. Sie wollen einen Protestantentag einberufen, und dies bedeutet nach den Zuflüsterungen seiner jesuitischen Ratgeber die offene Rebellion. So verbietet er und droht. An seine Statthalter in Prag ergehen gemessene Befehle. Und nun rückt jener verhängnisvolle 23. Mai 1618 heran. Die kaiserlichen Statthalter halten eben hier in diesem Raum ihre Beratungen, die Geschichte hat uns ihre Namen aufbehalten. Den Vorsitz führt der Burggraf Adam von Sternberg, dann ist da Diepold von Lobkowitz, der zur Schonung mahnt, und der hitzige Martinitz und der noch hitzigere Slawata. Mit einem riesigen Federkiel kritzelt der Schreiber Fabricius sein Protokoll. Martinitz und Slawata fordern die Verhaftung der protestantischen Defensoren, und Lobkowitz widerspricht dem, und der Burggraf kann sich nicht entscheiden. Unten im Hof ertönt ein Wortwechsel mit den Wachen, und der Tritt vieler Bewaffneter hallt herauf und bald durch die Schloss Gänge und über die Treppen. Die Flügeltüren werden aufgestoßen, und herein ergießt sich eine Schar von Bewaffneten, die Saaldiener beiseite stoßend. Der Graf von Thurn ist nicht dabei, ein unbekannter böhmischer Edelmann führt das Wort. Er will wissen, im Namen aller andern, ob sie, die Statthalter, das kaiserliche Drohschreiben veranlassten und die Rechte der böhmischen Lande mit Füßen träten. Erst herrscht bedrückendes Schweigen. Dann antwortet der Burggraf mit sichtlicher Verlegenheit: die Herren möchten sich gedulden, er könne von sich aus eine Antwort auf diese verfängliche Frage nicht geben, weil nicht alle Statthalter anwesend seien, er wolle sie einberufen und konsultieren und hinlängliche Auskunft und Genugtuung geben. Doch der Wortführer der Protestanten läßt sich nicht mit Verzögerungen abfertigen. Er fragt jeden einzelnen, und Sternberg und Lobkowitz schweigen betreten, dieweil Martinitz und Slawata die Eindringlinge mit finstern Blicken musterten, und der arme Schreiber Fabricius zitternd das Protokoll unter ändern Akten birgt. Einige traten

vor, die für Sternberg und Lobkowitz zeugen und all ihren Hass auf die zwei andern werfen. So führt man die beiden erstem hinaus, und nun nimmt jene »echt böhmische Exekution« ihren Lauf, die den unheilvollsten aller Kriege im alten Europa heraufbeschwört und den Lauf seiner Geschichte in andere Bahnen lenkt. Drei Edelleute packen Martinitz, der sich vergebens wehrt, und schleppen ihn zum Fenster. Dreißig Meter geht es steil hinunter in den Burggraben, und mit Wucht wird der unglückliche Martinitz gegen die Fensterbank gedrückt, verliert das Gleichgewicht und stürzt hinab. Einen Augenblick sind die Zuschauer entsetzt und die Täter nicht minder. Slawata will sich zur gegenüberliegenden Tür hinaus retten, aber einer erwischt ihn am Wams: »Edle Herren, hier habt ihr den andern.« Er wird gepackt und hinausgeworfen, und da man einmal grad im Zuge ist und sonst niemand mehr da, schleppen sie den zitternden Fabricius herbei. Seine Bitten und Beteuerungen werden jäh unterbrochen durch den Aufschrei, mit dem er kopfüber in die Tiefe stürzt. Dies ist der Auftakt zum Dreißigjährigen Krieg, der Mitteleuropa verheerte, reiche Gebiete verwüstete, blühende Städte dem Erdboden gleichmachte, die Kultur von Jahrhunderten wie ein Hagelsturm vernichtete, durch Hunger und Pest ganze Länder entvölkerte, und von dessen Folgen ein deutscher Historiker schrieb: »Man kann wohl zwanzig Meilen durchs Land gehen, ohne einen Menschen oder ein Stück Vieh anzutreffen, von vielen hundert Dörfern ist nicht einmal mehr der Ort bekannt, wo sie gestanden, Wölfe und Raubgetier streifen bis in die Mauern der Städte, Räuber und Wegelagerer machen Weg und Straße unsicher, jede Freude am Leben ist dahin, Zuchtlosigkeit und Rohheit herrscht unter den Menschen.«

Und wenn wir nun von diesem hohen Fenster hinunterschauen, so wundern wir uns, wie wenig tragisch der Sturz für die Gestürzten verlief. Keiner kam ums Leben, denn »sie fielen auf weichen Grund«, meldet die Historie. Irgendein kaiserlicher Burgknecht mag unter diesem Fenster Laub und Dünger aufgeschichtet haben, und wenn halb Europa an dieser böhmischen Exekution zugrunde ging, dem Schreiberlein Fabricius kam sie gar wohl zustatten; denn der Kaiser hob ihn als Entgelt für seinen Schrecken in den erblichen Adelstand, und von ihm stammen die Herren von Hohenfall.

Die Sehenswürdigkeiten Prags stammen aus der alten Zeit; denn die Habsburger ließen die königliche Stadt bald zur Provinzstadt herabsinken, sogar die königliche Burg kam in Verfall. Hatte schon eine riesige Feuersbrunst im Jahre 1541 viele Gebäudeteile arg mitgenommen, so wirkte doch viel schlimmer der Einfluss von Regen und Schnee, Hitze und Kälte, bis Rudolf II. die notwendigsten Arbeiten zu ihrer Erhaltung verfügte, doch wurden diese Restaurierungsarbeiten durch seinen Nachfolger abgebrochen, und wiederum folgte eine hundertjährige Epoche des Zerfalls, und als der neue tschechoslowakische Staat im Lande Böhmen das Erbe der Habsburger antrat, waren umfangreiche und kostspielige Arbeiten vonnöten, den stolzen Bau wieder herzustellen. Die Tschechoslowaken haben keine Geldausgaben gescheut, ihre Königsburg der Nachwelt zu erhalten, und sie taten gut daran, diese stolzen Zeugen staatlicher Selbständigkeit des alten Königreichs Böhmen vor dem Untergang zu schützen und zugleich ihrer Hauptstadt das Wahrzeichen einer glorreichen Vergangenheit zu bewahren.

Jedes Jahrhundert und jedes Zeitalter der vorhabsburgischen Zeit hat seine Spuren in zahlreichen, berühmten Baudenkmalern hinterlassen. Prächtige Kirchenbauten aus der romanischen und der gotischen Bauzeit, stolze Adelspaläste des Barock, des Rokoko und der Renaissance zieren seine weiten Plätze und Straßen und stehen auch oft zwischen schmalen Häuserzeilen an winkligen, alten Gassen. Die Zeit des Empire hinterließ nur wenige Bauten. Malerisch der Stadtplatz Malostranske. Alte Paläste

mit Laubenbogen umrahmen ihn, und in seiner Mitte erhebt sich der prächtige Barockbau der Kirche zu St. Mikulas.

Das Waldstein-Palais, der prächtige Sitz des großen Feldherrn Wallenstein. Hier hielt er, vom Kaiser seines Kommandos enthoben, einen glänzenden Hof und übertraf die regierenden Könige des alten Europa an fürstlicher Pracht. Seine Tafel zierten täglich hundert goldene Schüsseln, sechzig Edelknaben aus den Fürstenhäusern Europas bedienten ihn bei der Tafel. Seine Kammerherren hatten schon den kaiserlichen Schlüssel getragen, der Adel Oesterreichs, Deutschlands und Polens und Abenteurer aller Länder drängten sich an seinen kleinen Hof; denn er verteilte fürstliche Gehälter und Geschenke. Fünfzig Hellebardiere bewachten seine Tore, und dreihundert edle Rosse fraßen in seinen Stallungen aus marmornen Krippen. Er aber verschloss sich meistens mit seinem Astrologen Seni in seine Gemächer, in nächtlichen Beobachtungen und Berechnungen der Gestirne das Schicksal großer Völker abzuwägen. Er, der den Tumult der Schlacht als sein Element betrachtete, konnte hier keinen Lärm, kaum ein Geräusch ertragen. Dicke Teppiche aus den Ländern des Orients belegten Treppen und Korridore. »Das Rasseln eines Wagens, das Bellen eines Hundes, ein klirrender Sporn, ein lautes Wort im Vorzimmer bringt ihn in großen Zorn«, meldet der Historiker. Er war der Abgott der Soldaten, der Schrecken der friedlichen Bürger. Die Religionsstreitigkeiten waren ihm nur Mittel zum Zweck, die konfessionellen Fragen beurteilte er einzig vom Standpunkt der weltlichen Politik aus. Die Zerstörung ganzer Länder berührte ihn nicht, wenn er aus den Trümmern ein Fürstentum für sich errichten konnte. Er war der finstere Dämon seiner Zeit, und sein Schatten verdüsterte noch lange Jahrzehnte nach seinem gewaltsamen Tod das Leben der Völker. Noch nach hundert Jahren schreckten die deutschen Mütter ihre ungehorsamen Kinder mit seinem Namen.

Das berühmte jüdische Ghetto Prags existiert nicht mehr. Es wurde um die Jahrhundertwende demoliert, und an seiner Stelle ist ein neuer Stadtteil entstanden. Doch die älteste Synagoge Europas ist noch erhalten und das jüdische Rathaus mit der sonderbaren Uhr aus dem achtzehnten Jahrhundert, deren Zeiger rückwärts laufen. Der Staat der tschechoslowakischen Republik kennt keine Rassenfrage, wie er auch keine Religionsstreitigkeiten duldet. Prag ist in unserer Zeit übervölkert, viele tausend Emigranten, vor allem Juden, haben unter den Mauern des Hradschin Zuflucht gesucht und gefunden. Ihre Einordnung in das Wirtschaftsleben von Stadt und Land bietet viele Schwierigkeiten und bereitet den verantwortlichen Stellen große Sorgen. Man hoffte, dass diese bedauerliche Erscheinung nur vorübergehend sei und sieht sich nun einem Dauerzustand gegenüber, mit dem man sich nur mühsam abzufinden vermag. Trotzdem hören wir über diese an sich sicher unerwünschte Invasion wenig Klagen. Die Tschechen erinnern sich wohl der Zeit, da ihre großen Männer auch aus dem Lande gehen mussten, um den Nachstellungen zu entgehen, und dass es Emigranten waren, die durch ihren unerschütterlichen Glauben an die Wiederauferstehung des alten Böhmenreiches die Welt von der Berechtigung dieser Restauration überzeugten, derweil die große Masse des Volkes unter fremder Herrschaft dem täglichen Brot nachging und erst wieder erweckt werden musste, ja gleichsam über Nacht mit der eigenstaatlichen Wiedergeburt beschenkt wurde. So ist der Tscheche duldsam und fremdem Leid zugänglich, wie es sich einem demokratischen Staat geziemt. Das Asylrecht, das ein Staat den Bedrängten und Verfolgten einräumt, ist wohl ein höchstes Ziel der Humanität und hat noch immer seine reichen Früchte getragen.

Der große Kurfürst und der große Friedrich bauten damit die Macht Preußens und legten den Grundstein zu Deutschlands Größe. Für uns Schweizer muss es unantastbares Gut bleiben, und wir tun gut daran, allen Verstößen gegen dieses von unsern Ahnen geschaffene Recht, das sie oft standhaft gegen mächtige Einflüsse verteidigten, zu wehren und es hochzuhalten.



Prag, Altring mit Theynkirche

Die überwiegende Mehrheit, fast Dreiviertel aller Bürger der tschechoslowakischen Republik, bekennen sich zur römisch - katholischen Kirche, kaum sieben Prozent sind Reformierte oder Lutheraner, der Rest Splitterkonfessionen, Juden, Konfessionslose. Klingt es nicht wie ein Paradoxon: dieses kirchentreue, katholische Volk verehrt als Nationalhelden einen Protestanten, einen der unentwegtesten Rebellen wider die päpstliche Gewalt, als solcher zu Konstanz auf dem Scheiterhaufen öffentlich verbrannt an jenem 6. Juli des Jahres 1415 - Johannes Hus. Von der päpstlichen Kirche mit dem Banne belegt und ausgestoßen aus der Gemeinde der Gläubigen, stehen seine Denkmäler in jeder Stadt des katholischen Böhmen, sein Andenken untillbar in jedem tschechischen Herzen; denn er war nicht nur ein Reformator der Kirche, sondern auch Erwecker der tschechischen Nation und der Begründer einer mächtigen kulturellen Strömung, ein unerschrockener Kämpfer wider die Macht der deutschen Kaiser.

Am 6. Juni 1369 wird in Husinec einem armen tschechischen Bauern ein Söhnlein geboren, und er lässt es auf den Namen Johannes taufen. Mit den wenigen Schafen seines Vaters wächst der kleine Johannes auf der Koppel auf und ist ein gar aufgewecktes Bürschlein, dem der alte Hus, der weder lesen noch schreiben kann, auf seine vielen neugierigen Fragen kaum Antwort weiß. Wenn ihn die Leute fragen, was er wohl werden möchte, so ist der kleine Johannesie um die Antwort nicht verlegen: Priester will er werden wie der Pater Hysac, der lesen und schreiben kann, und vor dem er großen Respekt hat. Der Vater schüttelt wohl zu diesem Ansinnen seinen grauen Kopf; denn das Leben der tschechischen Bauern ist ein hartes, wo möchte er das viele Geld hernehmen, seinen Johannesie studieren zu lassen? Diese hochfliegenden Pläne werden dem Büble schon vergehen, und er wird ein rechtschaffener Bauer werden und im Frühjahr die Saat auswerfen, um im Herbst ein spärliches Brot einzubringen. Aber je mehr sein Johannesie heranwächst und ein stämmiger Bursche wird, je weniger ist er von seinen Zukunftsplänen abzubringen, und so macht sich eines Tages der alte Hus mit seinem Knotenstock auf den weiten Weg nach Prag, bei den hohen geistlichen Herren sein Anliegen vorzubringen. Er weiß den Patres und Magistern ein gar überzeugend Bild von der Eignung seines Sohnes zum geistlichen Beruf zu entwerfen, und sie sagen ihm eine Freistelle zu. So kann Johannes sein Bündel schnüren und voller Erwartungen nach dem schönen Prag ziehen. Er wird Lehrer, Professor und Magister, berühmter Kanzelredner an der Bethlehemskirche und Beichtvater der Königin Sofia. Bald hat er so viel Zuzug, dass die Kirche die Zahl der zuströmenden Gläubigen nicht zu fassen vermag und erweckt damit schon den Neid der übrigen Geistlichen. Er führt ein scharfes Wort und geißelt die Untugenden, die in Kirche und bürgerlichem Leben überhand genommen, der Erzbischof Sbynko und der König sind dem kühnen Redner wohl gewogen. Er ist aber auch ein Chauvinist und macht den deutschen Professoren und Schülern das Leben sauer. Die Universität will er ganz tschechisieren und allem deutschen Einfluss entziehen. Er mag oft unrecht haben, und viele Professoren und Studenten deutscher Zunge verlassen das ungastliche Prag, und dieser Emigration verdankt die Hochschule von Leipzig ihr Entstehen. Hus predigt die sittliche Erneuerung der Kirche durch Abkehr von aller Verweltlichung und Rückkehr zu altchristlicher Einfachheit und den Lehren der Heiligen Schrift.

Er hält sich an die Lehren des englischen Reformators Wycliffe und gerät bald in Opposition zu den Dogmen der allerchristlichsten Kirche. Nur ungern schreitet der Erzbischof ein und lässt die Schriften Wycliffs öffentlich verbrennen, und wie Hus nicht widerruft, wird er exkommuniziert und mit dem päpstlichen Bann belegt. Vor dem Konzil zu Konstanz soll er sich verantworten, und da der Kaiser Sigismund ihm freies Geleite zusichert, ist er bereit, seine Glaubenssätze zu verteidigen und reist mit seinem Freund Hieronymus nach der fernen Stadt am Bodensee. Der Papst ist selbst anwesend und der Kaiser, drei Patriarchen, neunundzwanzig Kardinale, dreiunddreißig Erzbischöfe, zweihundert Bischöfe und Äbte und weltliche Fürsten und adelige Herren aus aller Herren Länder. Mehr als fünfzigtausend Fremde sind in Konstanz und der Umgebung untergebracht, und das Konzil erstreckt sich über eine Dauer von mehr als vier Jahren. Hus möchte wohl gnädige Beurteilung finden, würde er widerrufen, doch er erklärt den päpstlichen Abgesandten des bestmöglichen, dass sie darauf nicht rechnen könnten. So lässt ihn der Papst gefangen setzen trotz dem Protest der Böhmen und trotz dem Einspruch des Kaisers Sigismund, der abzureisen droht, wenn man seinen Geleitbrief nicht achtet. Doch bald ändert der Kaiser seine Gesinnung, er ist selbst erbost über die Hartnäckigkeit, mit der Hus jeder Bekehrung widerstrebt.

Hus ist bereit, zu widerrufen, wenn seine vierundvierzig Lehrsätze durch Beweisstellen aus der Heiligen Schrift widerlegt werden. Dem widerspricht der hohe Klerus, und der Kaiser selbst fordert die Versammlung auf, gegen Hus das Gesetz anzuwenden und ihm nicht zu trauen, selbst wenn er widerrufe. Damit ist das Schicksal des Prager Reformators besiegelt. Das Konzil verurteilt ihn zum Feuertod, und der Pfalzgraf Ludwig übergibt ihn dem Magistrat von Konstanz mit den Worten: »Nehmt hin den Johann Hus, der nach des Königs Urteil und nach unserm eigenen Befehl als Ketzer verbrannt werden soll!« Die Straßen von Konstanz sind überfüllt mit Menschen, wie Hus, eine hohe Papiermütze mit aufgemalten Teufeln auf dem Haupt, singend und betend durch die erregte Menge schreitet. Noch einmal läßt ihm der Papst Gnade anbieten, der Reichsmarschall von Pappenheim stellt sich vor den Holzstoß, auf dem der Reformator angebunden steht, um im Namen des Kaisers zu ihm zu sprechen: »Widerrufe, Johannes Hus, deine Irrlehren, oder fahre zum Teufel!« Hus aber bleibt standhaft: »Ich übergebe meine Seele Jesu Christo!« Da werfen die Schergen die Funken in den Zunder, und bald flammt der Holzstoß auf, man hört noch einmal die Stimme des Verurteilten: »Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der Du von der Jungfrau geboren bist, erbarme Dich meiner.« Jetzt wird es still, der Qualm wird von einem frischen Winde ihm ins Gesicht getrieben, so dass er schnell erstickt. Seine Asche wird in den Rhein geworfen, damit sie nicht den Tschechen als Reliquie diene. Ist damit alles zu Ende? Ach nein, dieser Feuerstoß zu Konstanz wirft seinen Schein über Europa und entfacht einen grausamen Krieg, den Hussitenkrieg. Kaiser Sigismund soll erfahren, was es heißt, ein kaiserliches Wort zu brechen. In Prag werden die Kirchen gestürmt und ihrer Bilder beraubt, die kaiserliche Besatzung in den Hradschin getrieben und belagert, an den Gegnern von Hus grausame Rache genommen.

Wutentbrannt rückt Kaiser Sigismund mit hunderttausend Mann heran, doch Johann Ziska von Trocnov und Niklaus von Pistna belagern das belagernde Heer und nach heftigen, verlustreichen Kämpfen muss Sigismund abziehen, die hussitischen Dörfer plündernd und verwüstend. Die Partei der Taboriten, so genannt nach dem Berge Tabor, wo sie sich verschworen wider Kaiser und Reich, verfolgen das kaiserliche Heer, ziehen nach Südböhmen und Mähren, erstürmen Burgen und Städte, verbrennen Klöster und Dörfer und hausen in den katholischen Landen der Krone wie Barbaren. Wieder zieht Sigismund mit gewaltiger Heeresmacht ins Land, wird bei Deutschbrod mit schweren Verlusten geworfen, bei Aussig und Tachau besiegt und bei Thauß vernichtend geschlagen. Weite Verheerungszüge führen die Hussiten nach Oesterreich und tief hinunter nach Ungarn, nach Sachsen, Brandenburg, der Lausitz und Schlesien, und jedes Mal kehren sie mit reicher Beute zurück ins Böhmerland. Von religiösem Fanatismus trunken und von nationalem Hass erfüllt gegen den Kaiser und das Deutsche Reich, erringen diese schlecht bewaffneten Haufen von Bauern und Bürgern unwahrscheinliche Siege über die Heere der schwergepanzerten Ritter. Ihre Wagenburgen sind uneinnehmbare Festungen, aus denen sie ihre Ausfälle machen, und beim Rollen ihrer Wagenkolonnen erbeben die Städte. Sechs Jahre lang dauert dieser verheerende Krieg in den reichsten Ländern des Kaisers, bis zum Iglauer Vertrag von 1436, wo Sigismund klein begeben und politische Zugeständnisse und kirchliche Freiheiten einräumen muss. So ist denn mit Blut und Tränen und unersetzlichem Verlust an Gut und Leben ein gebrochenes Kaiserwort gesühnt, der Nachwelt zur Warnung, wie man glauben möchte. Denn weniger der Papst, als Kaiser Sigismund war schuld an des Johannes Hus Tod. Der Papst verteidigte nur mit damals rechtlichen Mitteln seine Kirche und seine Dogmen, Sigismund aber brach ein feierlich gegebenes Versprechen. Die Folgen

dieses Wortbruches trafen in erster Linie ihn, und so möge es jedem ergehen, der seine Unterschrift verleugnet. Hat die Welt etwas gelernt aus dem durchaus folgerichtigen Ablauf dieser blutigen Tragödie? Ach nein! Wie viele Kriege sind seitdem über Europa hinweggegangen, entbrannt an verleugneten Verträgen bis auf den heutigen Tag! Ein kurzes Jahr ist es erst her, dass vierundfünfzig Staaten einem schwachen Volke gegenüber ihr Wort gebrochen, ihre Unterschrift verleugnet, und auch das Bundessiegel unserer Eidgenossenschaft klebt auf jenem schmähsch zerrissenen Vertrag. Unsere Ahnen, die als einfache Söldner an jenem 6. Mai 1527 in der Engelsburg und an jenem 10. August 1792 auf den Treppen der Tuilerien getreu ihrem Eid mannhaft starben, sie dienten nur um wenige Sous im Tag einem fremden Herrn. Aber, indem sie ihre Treue zu einem gegebenen Wort mit ihrem Blute besiegelten, haben sie den Namen der Eidgenossenschaft mit goldenen Lettern in das Buch der Geschichte eingetragen. Wir aber, die wir ein Versprechen ohne Not verleugneten, dürfen wohl erröten wie Kaiser Sigismund. Möge es uns vergönnt sein, diesen Schmach unserer »Realpolitik« vor der unbestechlichen Geschichte abzuwaschen.

Viele Burgen und Schlösser stehen im Böhmerland, die schönste aber von allen ist Burg Karlstein bei Budnany. Ueber dem kleinen Ort erhebt sie sich auf einsamem Felsen und schaut mit ihren hellen Fenstern gleich vielen hundert Augen weit in die Lande. Karl IV. hat sie um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts erbaut als Refugium, und sie wurde sein Lieblingssitz. Von hier aus streifte der König in die weiten Wälder zur Jagd. Zwei Burggrafen und zweiundzwanzig böhmische Ritter hüteten sie, Frauen war der Zutritt verboten. Die Burg ist heute noch in allen Teilen erhalten. Vom Dorf Budnany geht's in Kehlen den Burghügel hinan und durch ein erstes Tor, dann längs der Ringmauer durch ein zweites Tor in den äußeren Burghof mit dem Haus der Burggrafen, durch ein drittes Tor in den zweiten Hof vor den königlichen Palast und die Kollegiatskirche und wieder über eine Brücke und durch das vierte Tor zum Palas, dem festen Ritterturm und der letzten Zuflucht der Burgbesatzung bei Belagerungen. Der königliche Palast bietet alle Sehenswürdigkeiten eines fürstlichen Sitzes des frühen Mittelalters. Wir sehen die ehemaligen königlichen Wohngemächer, das Schlafzimmer Karls IV., den Speisesaal und den großen Audienzsaal. Im Palas ist die Kreuzkapelle im zweiten Stockwerk bemerkenswert, sie empfängt Licht durch drei Fenster, und der untere Teil ihrer Wände ist mit 2994 geschliffenen böhmischen Halbedelsteinen ausgelegt. Kostbare Glasmalereien, seltene Fresken, ein reich vergoldetes Deckengewölbe, das Himmelszelt mit Sonne, Mond und Sternen darstellend, alte Truhen mit prächtig gearbeiteten Schlössern, der durch ein vergoldetes Gitter abgeschlossene Altar mit der Nische, welche die Kronjuwelen barg, machen sie zu einem Juwel kirchlicher Ausstattungspracht.

Karl IV., dem Böhmen und Prag so viel verdanken, hatte viele Gegner, doch war er ein kluger Fürst und großer Diplomat, der die Wirren der Zeit zur Vergrößerung seiner Hausmacht nutzte; und waren auch die deutschen Lande zu seiner Zeit in Ritter- und Städtebündnisse zerrissen, so wusste er doch die gefährlichen Riffe einer unheilschwangeren Epoche zu umfahren. Er war »Böhmens Vater und des heiligen römischen Reiches Erststiefvater«, und wenn die Hauptstadt der Tschechoslowakei als eine der schönsten Städte der Welt gilt, so dankt sie dies vor allem diesem Herrscher, dessen Name mit unzähligen ihrer Baudenkmäler verknüpft ist.



Burg Karlstein in Böhmen

Von diesem Abstecher kehren wir zurück nach Prag und rüsten uns zur weitem Reise. Noch einmal wandern wir abends durch die stolze Stadt, durch deren breite Straßen ein reges Leben pulsiert. Eine Regimentskapelle spielt auf einer der weiten Promenaden, und viel Volk strömt hinzu und spendet Beifall, bis die Musik mit dem tschechischen Zapfenstreich durch die Straßen zur Kaserne zieht. Mit »Chüeri« haben wir viele Anstände; denn in Prag, wie in den meisten Orten, ist »Hunde- und Katzenkontumac«. Wir wissen diesen Ausdruck erst nicht recht zu deuten, doch werden wir bald belehrt. Hunde sollen nur an der Leine geführt werden und einen Maulkorb tragen. Eine Leine haben wir wohl, doch unserm »Chüeri« einen Maulkorb umzuhängen, dazu können wir uns nicht entschließen. So werden wir auf Schritt und Tritt von den Gendarmen gestellt, und da sie uns tschechisch ansprechen, zucken wir bedauernd die Achseln. Die meisten verstehen nicht deutsch und werden bald der erfolglosen Erklärungen müde. Doch einmal ein Sergeant, der läßt sich gar nicht abweisen. Er will mit uns in ein Ledergeschäft kommen, um einen Maulkorb zu erstehen, doch wir weigern uns beharrlich, erklären, hier fremd zu sein, und bei uns trügen die Hunde keine Maulkörbe. Die Tschechen sind gar höfliche Leute, besonders Fremden gegenüber, und wenn man sich gar als Schweizer zu erkennen gibt, scheint man gewisse Sonderrechte zu genießen. Der Sergeant gibt sich zufrieden, wie wir ihm erklären, dass wir

morgen in der Frühe weiterreisen, und läßt uns mit »Chüeri« ziehn, der ungeduldig von der Leine strebt und schon über diesen Freiheitsraub sehr ungehalten ist.

Der frühe Morgen sieht uns auf der Straße nach Besenov. Immer erfordert es etwelche Geduld, aus einer großen Stadt wieder herauszukommen; denn über das Pflaster geht es nur im Schritt, und man kennt nun schon die großen Straßenzüge und ist nicht mehr so von Erwartungen erfüllt wie beim Kommen. Lange zieht es sich hin durch die Außenquartiere, in denen sich das erste Leben zu regen beginnt, die ersten Tramzüge heranpoltern, die frühen Milchwagen und allmählich das Anschwellen der Arbeitermassen zu Fuß und zu Rad, die nach den Fabriken strömen. Würden wir an Vorzeichen glauben, möchten wir beglückt sein; denn wir kreuzen gleich drei Kaminfeger, die mit Wischer und Leiter ihrem Wirkungskreis zustreben und deren blankgewaschene Wangen bald genug eine dunkle Patina bekommen werden, und dann noch einmal zwei von der schwarzen Zunft, doch scheinen diese neuzeitlichen Errungenschaften des Verkehrs zu frönen; denn sie flitzen auf einem Motorrad daher, und das sieht recht putzig aus. Allmählich bleiben die letzten geschlossenen Hausfronten zurück, und immer spärlicher werden die Siedlungen, und auch die bunten Schrebergärten haben wir nun hinter uns. Wieder hat uns die Landstraße, die wie ein schmales Band, umsäumt von Bäumen, über sanfte Hügelwellen führt, und der Schimmel von Perbal lenkt von selbst seinen Schritt abseits der Straße, um auf weichem Grund zu traben. Sieht er von weitem ein Pferd im Feld, so wiehert er und streckt die Nüstern nach vorn, und irgendein böhmischer Vetter am Pflug gibt Antwort. Jeder Reiter sollte streckenweise im weichen Grund sein Pferd deutsch traben, besonders aber ein junges, noch nicht durchgerittenes Pferd, das so viel besser an den Zügel kommt. Wer aus gesundheitlichen Rücksichten reitet oder damit eine Entfettungskur anstrebt, sollte, wenn immer möglich, den deutschen Trab anwenden. Englischer Trab beansprucht Muskeln und Sehnen viel zu wenig, durchrüttelt den Körper nicht, ist wohl angenehmer, aber von geringem Nutzen für die Stählung der Glieder. Es schadet auch nichts, dabei zuweilen die Füße aus den Bügeln zu nehmen, um recht tief in den Sattel zu kommen, und wer ein übriges tun will, kann damit gleich eine morgendliche Turnstunde verbinden: neigen und wenden des Oberkörpers in den Hüften, auch mal einen Sprung aus dem Sattel und einen Aufsprung ohne Bügel. Der echte Reiter liebt stürmische Pferde, nicht solche, die er fortwährend mit den Schenkeln vorwärtsstoßen muss, er liebt auch gewisse von den Sonntagsreitern als Untugenden angeprangerte Seitensprünge, und wenn ihm sein Tier mal durch einen Durchbruchversuch Gelegenheit gibt, die gegenseitigen Kräfte im Kampf um die Herrschaft zu messen, so ist dies eine angenehme Abwechslung. Ist das Pferd schreckhaft, so gewöhnt man ihm dies nicht ab, indem man seine Angst vor irgendeinem Gegenstand mit einem Sporrenstich bestraft, man steigert durch solche Rohheiten nur dessen Unsicherheit, und es wird irgendein für sein Empfinden Schreckhaftes stets mit der Erwartung einer Mißhandlung verbinden. Man leite das Pferd ruhig direkt zum Gegenstand seines Erschreckens unter Zuspruch und gleichzeitiger Liebkosung des Halses, so wird es sehr bald seine Schreckhaftigkeit gänzlich verlieren.

»Chüeri« ist besonders gut gelaunt. Stadtaufenthalte sind ihm wider den Strich, und nun tollt er im weiten Bogen von der Straße weg durch die Felder, schnuppert nach Hasenspuren oder rauft sich mit einem unbekannten Genossen aus dem Böhmerland. Er legt an solchen Marschtagen mehr als das Doppelte unserer Distanzen zurück. Ein Hund wie er, so lebhaft, anhänglich und klug, bringt viele Kurzweil auf solcher Reise.

Wenn wir kurze Rast halten, rauft »Kedves« mit besonderer Lust nach drei Dürrfuttertagen das saftige Gras. Grünfutter ist den Pferden besonders bekömmlich, fördert die Verdauung und bildet die beste Blutreinigungskur. Jeder Pferdebesitzer sollte Grünfutterperioden einschalten, ist in den Städten Gras nicht erhältlich, dann irgendwelches Gemüse, Kohlblätter, gelbe Rüben oder auch Maisblätter, vierzehn Tage lang bei Unterbrechung der Heufütterung, nur unter Zugabe des Hafers.

Fern im Dunst des Westens blaue Hügelzüge, die sich hinziehen zum sagenhaften Berg Tabor, wo die Hussiten ihre Verschwörungen abhielten und inmitten eines absolutistisch - monarchischen Staates eine kommunistische Gemeinschaft bildeten, von ihren Gegnern als »Königreich Satans und Lucifers« verschrien. Ihr Kommunismus war eine christliche Gütergemeinschaft, es gab keine Rangunterschiede in dieser wohlbefestigten Bergstadt mitten in einem Lande, da noch Leibeigenschaft und Zehntzinse die allgemeine Rechtsordnung darstellten. Doch waren diese Taboristen gar fromme Leute, sie kannten sich in der Heiligen Schrift aus, und ein unverfänglicher Zeuge wie der päpstliche Legat Sylvius vermerkt, dass »ein Hussitenweib mehr weiß als ein italienischer Priester«. Sie vermochten ihr Gemeinwesen auch nach dem Iglauer Frieden mit Sigismund recht lange gegenüber den Habsburgern zu halten, bis der Dreißigjährige Krieg verheerend ins Land brach und mit ihm die Schweden, die Tabor erstürmten und plünderten und lange besetzt hielten. So ging auch dieses kommunistische Zwergreich zugrunde, das kein kommunistischer Staat im marxistischen Sinn, sondern nach den Grundlehren des Christentums war. Die Zeit war zu solchen Versuchen noch nicht reif und dürfte auch für unsere Zeitalter noch nicht gekommen sein. Erst müssen die Menschen anders werden, und der Pflug der Erkenntnis muss tief schürfen und wird auf viele Steine stoßen. Und die den Pflug führen, müssen rein sein und ihre Hände unbefleckt von Blut, und sie selbst zuerst müssen irdischem Besitz entsagen, wie Johann Ziska, der blinde Führer der Männer vom Berge Tabor.

Benesov erreichen wir am frühen Abend und haben bald ein gutes Quartier für unsern Schimmel gefunden. Jede kleine Stadt, fast jeder Flecken im alten Kulturland Böhmen hat seine historischen Sehenswürdigkeiten. Hier eine prächtige gotische Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert und unweit das Schloss des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Ferdinand Este, ein schöner Barockbau. Das Schloss soll wertvolle Sammlungen enthalten und eine Bildergalerie. Doch, da wir früh weiterziehen, haben wir keine Gelegenheit, ihm einen Besuch abzustatten.

Der nächste Tag scheint Regen zu bringen, doch wollen wir uns nicht beklagen, er brächte gar eine willkommene Abkühlung der sommerlichen Hitze. Wir halten östlich, und bald beginnt es leise zu rieseln und geht in einen richtigen Landregen über. Gegen Mittag sind wir Nass bis auf den letzten Faden und machen Rast in einer kleinen Pinte. Ein dicker, asthmatischer Wirt fragt nach unsern Wünschen, und da wir so wenige Brocken von diesem schrecklichen Tschechisch uns angeeignet und der Wirt kein Wort versteht von unserm eckigen Deutsch, so kommen wir lange nicht ins Einvernehmen. Doch der Wirt ist ein erfinderischer Mann. Er holt ein Stück Kreide und malt eine riesige Gans auf das Tischblatt. Ganselbraten? Wir winken ab. Er zeichnet so etwas wie einen gallischen Hahn, vielleicht könnte es aber auch eine Krähe sein. Das Risiko eines allfälligen Irrtums möchten wir nicht übernehmen, und Ganselbraten und Hahnenbraten scheinen uns zu nahe versippt. So schütteln wir verneinend den Kopf, und der Wirt fährt mit dem Ärmel über seine Kunstprodukte, murmelt etwas, was wir gottlob nicht verstehen, und zeichnet etwas, das sicher eine Sau sein muss. Nun nicken wir, und er stelzt davon,

seiner Ehehälfte in der Küche einen gemessenen Befehl durch die Türe zu rufen. Vino? Ja, das verstehen wir, und dann noch eine Flasche Soda. Von Ungarn her sind wir uns dies gewöhnt, diese »Spritzer«.

Dass uns der Wirt Ganselbraten antrug, erscheint uns verständlich, wie wir seine weißgefederten Scharen um die Stallecke schwenken sehen. Sechs Koppel zählen wir und ebenso viele Gänseliesel, die mit durchnässten Zöpfen Unterschlupf suchen.



Abend am mährischen Dorfteich

Das Regiment über diese Heerscharen führt die Ruzenka, eine slowakische Magd. Sie geht den ganzen Tag barfuß herum, von der Küche zum Stall und vom Stall zum Dunghaufen und von da wieder in die Gaststube, mit ihren nassen Füßen eine wohl sichtbare Spur hinterlassend. Sie scheint ein richtiger Trampel zu sein, weicht keiner Pfütze aus, sondern platscht mitten durch, dem geometrischen Grundsatz huldigend, dass zwischen zwei Punkten die Gerade die kürzeste Linie sei. Und doch ist sie kein Trampel, sondern ein ausnehmend schönes Mädchen, von jener herben und unentdeckten Schönheit, die sich selbst nicht kennt. Dies gewahren wir, wie sie einmal das neidische Kopftuch lüftet, das ihre prächtigen, verschwenderisch reichen, tief schwarzen Haare verbirgt. Ein feines, regelmäßiges, fast klassisches Profil und dunkle Augen. Nebst vielen Aufgaben obliegt ihr das Füttern und Stopfen der Gänse, die in engen Kisten abgesondert gefangen gehalten werden, sich in ihrem Kerker nicht einmal wenden können, vor sich das Futtertröglein mit den Kukuruzkörnern und etwas Wasser. Morgens und abends erscheint vor diesen elenden Holzkisten als gestrenger Kerkermeister die Ruzenka, hockt sich nieder, nimmt die erste Gans am Hals schwingvoll aus der Kiste, schlägt ihr das rechte Bein über die schlagenden Flügel und stopft ihr mit der Linken handvollweise die Maiskörner in den Schnabel. Will die arme Gans nicht schlucken, so weiß die Ruzenka dem nachzuhelfen, indem sie mit der Rechten ihren langen Hals

massiert, ihr die im Schlund befindlichen Körner gewaltsam hinunterstreichend. Sie tut dies mit unbewusster Grausamkeit, prüft dann durch einen Druck am Magen, ob das versklavte Federvieh genügend gestopft sei und schwingt es in seinen engen Kerker zurück. Gleich kommt die zweite daran, und so geht es durch bis hintenaus. Wir möchten dieser unbarmherzigen Ruzenka böse sein, wenn sie nicht gar so hübsch wäre. Das Vorrecht der schönen Frau auf besondere Nachsicht bis hinunter in den Gänsestall. Doch gibt es der Grausamkeiten noch mehr im Federreich dieser Geflügelkönigin. Wenn der dreizentige Wirt unter der Tür erscheint und ihr einen tschechischen Befehl zuruft, dann schleicht sich die Ruzenka wie Meister Reineke lautlos den Strohmieten entlang zum sandigen Platz, wo die Hühner scharren, und plötzlich hören wir ein aufgeregtes Gackern und Flügelschlagen, und die Ruzenka hat einen der jungen slowakischen Hähne am Hals, drückt ihm die Kehle zu und nestelt aus ihrem weiten Faltenrock den Mordstahl, seinem hoffnungsreichen Leben ein vorzeitiges Ende zu bereiten. Sie tut dies mit unbeschreiblichem Gleichmut, mit einer beispiellosen Wurstigkeit und mag schon Generationen dieser stolzen Hähne auf ihrem brandschwarzen Gewissen haben. Auch die jungen Tauben im Schlag sind vor ihrer katzenartigen Behändigkeit nicht sicher, und der Wirt schaut wohlgefällig ihrer Geschäftigkeit zu, und wir haben ihn im Verdacht, dass all dies Morden zum guten Teil auf das schuldbeladene Konto seines dicken Bauches gehe. Die schlanke Ruzenka aber tut nur ihre Pflicht, sie ist dafür bezahlt mit einigen lumpigen Kronen im Monat, und da die Welt nun einmal so grausam eingerichtet wurde, dass immer einer den andern fressen muss, um selbst zu bestehen, mag es für all dies Federvieh gewissermaßen eine Ehre und eine Genugtuung sein, von ihrer zarten Hand umfasst und in die dunklen Schatten des Todes versetzt zu werden.

Nebenan wird Kegel geschoben. Da der Schweinebraten noch nicht gar ist, gehen wir hinaus und schauen zu. Das sind nicht die deutschen oder französischen Kegelbahnen, die man bei uns hat. Es führt keine Holzbahn vom Kegelstand zum Kegelspiel, sondern lediglich ein gewölbter, ungleichmäßig festgetretener, mit Laden umgebener Gang. Die Kugeln sind nur klein, so, dass man sie mit der Hand fast umfassen kann. Jeder Treffer ist ein Zufallstreffer, behaupten wir. Doch die Tschechen sind anscheinend anderer Meinung. Man muss sich erst an diese Art Spiel gewöhnen, die Kugel mit Wucht werfen, so dass sie möglichst nur einmal oder zweimal vor dem ersten Kegel den Boden berührt, um möglichst wenige Abweichungen, veranlasst durch die Unebenheit der Bahn und der beidseitigen Neigung nach außen, zu veranlassen. Uns gefällt eine deutsche Bahn entschieden besser. Es braucht auch mehr Kraft und Geschicklichkeit, die schwere Kugel exakt über die Holzbahn bis zum Ziel zu schieben. Besonders geschickt sind aber diese Bahnen, indem sie so gebaut sind, dass sie den Kegelbuben ersparen. Die Kugel gerät, nachdem sie das Kegelries durchschlagen, in einen Holzfang, der sich schlundähnlich nach oben umbiegt und die geworfene Kugel von selbst in die Rücklaufbahn einmünden lässt. Von mir aus müsste man diese Art Einsparung an Arbeitsgelegenheit verbieten; denn wer schon Geld hat zum Kegeln, soll auch den armen Kegelbuben ihre paar Pfennige gönnen. Die tschechischen Bauern laden uns durch Gebärden ein, mitzumachen. So werfen wir zweimal, aber unsere Schüsse geraten zufolge der Bodenunebenheit so sehr seitwärts, dass sie sich schmachvoll um die Kegel herumdrücken können. Die Tschechen sind über unsere Ungeschicklichkeit erstaunt und machen uns die Sache nochmals vor. Nun gelingt es uns, je einen der seitlichen Grenadiere umzuwerfen, und wir begnügen uns mit diesem Schlußresultat, da der Wirt unter der Türe steht und winkt, und wohl der Schweinebraten auf dem Tische

duftet. Wir sind ordentlich hungrig, und der Braten ist gut, und dazu gibt es die unvermeidlichen Gurken und ein herrliches Bauernbrot. Nachdem wir die Rebellion unseres Magens beschwichtigt, fordern wir auf tschechisch die Rechnung, denn das haben wir oft genug gehört: plata! Der Wirt nickt eifrig und rückt gleich wieder mit der Kreide auf: Maso 2 - das ist wohl der Braten - sechs Kronen, Chleb - das ist das Brot - eine Krone, pikrm - das werden die Gurken sein - eine Krone, Vino sechs Kronen, Soda zwei Kronen. Dann zählt er angestrengt zusammen und kommt auf vierzehn Kronen. Ich nehme ihm die Kreide aus der Hand und korrigiere: sechzehn Kronen. Er lächelt und macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand wie die Russen, wenn sie sagen: Nitchewo. Zweieinhalb Schweizerfranken für zwei Mittagessen mit Wein, das ist nun wirklich billig. Schade, dass wir diesen Wirt nicht samt seinem Gasthaus mitnehmen können.

Der Regen prasselt mit unverminderter Heftigkeit wie wir zum Stall hinübergehen, um aufzusatteln. Der Schimmel hat den Kopfsack leer, und als wir ihm Wasser zugereicht, zäumen wir auf. Die ganze Kegelbahn rückt an, unserm Abmarsch beizuwohnen trotz dem Regen, und der dicke Wirt und jetzt auch seine hagere Frau, die den guten Schweinebraten machte, und sie winken, bis wir um die Ecke traben.

Noch zehn Kilometer, dann sind wir schon in Kutna Hora - dem alten Kuttenberg. Also Schimmel, hiaho! Je mehr du ausgreifst, je eher sind wir am Trocken. Merkwürdig schnell haben wir die Strecke hinter uns getrabt und sind in dem malerischen Städtchen des Vrchlicetales. Am Eingang gibt uns auf Befragen ein alter jüdischer Händler zuvorkommend Bescheid über Unterkunft für Mann und Ross, und wir können nun ohne weiteres Suchen unserm Gasthof zusteuern.

Kuttenberg war in alten Zeiten eine der bedeutendsten Städte des Königreiches Böhmen. Ihren Namen verdankt sie den Silbergruben, die, wie die Legende berichtet, erstmals von Mönchen entdeckt und ausgebeutet wurden. Eine andere Version leitet ihn ab von »kutiti - schürfen, nach Erzen graben«. Hier wurden jene böhmischen Groschen geprägt, die eine sichere Währung darstellten und im Mittelalter durch alle umliegenden Länder rollten und bis hinunter nach Venedig Kurs hatten, in einer Zeit, da jeder Fürst und jede Stadt ihre eigene Münze hatte. Dass die Stadt sehr reich war, bezeugen die vielen Baudenkmäler aus jener Zeit, die Domkirche der Heiligen Barbara und habliche Patrizierhäuser. Doch schon im fünfzehnten Jahrhundert erschöpften sich die Silberadern, und die reiche Stadt sah bald ihre Blüte dahinwelken. Die meisten Einwohner wanderten aus, einen neuen Erwerb zu suchen, und Kuttenberg wurde zum abgeschiedenen Landstädtchen, das jede Bedeutung verlor. Heute lebt es vom Fremden- und Touristenverkehr, hat keine Industrie und keinen nennenswerten Handel mit der Außenwelt. Ein stilles und verträumtes Nest, das von seiner Vergangenheit zehrt. Dass es zeitweise Residenz der Könige von Böhmen war, darauf halten die heutigen Kuttenberger noch gar viel.

Wie wir am frühen Morgen weiterziehen, hat das Wetter umgeschlagen. Unter den Sonnenstrahlen dampfen die Äcker, und neblige Dünste ziehen über die Schollen und Stoppelfelder. Ueber Caslav geht's ins böhmisch-mährische Hochland und über Hlinsko mit seinen großen Kürschnereien und Teppichfabriken gegen das Tal der Zwittau oder Svitava. Wir nähern uns der mährischen Grenze und nehmen aus diesem schönen Böhmen viele schöne Erinnerungen mit. Jener redselige Portier von Cesky-Tesin hatte recht, als er von seiner Heimat sagte: da wohnen »gemiatliche Leit«. Und wenn die habsburgische Zeit sonst nichts hinterlassen hätte, als diese oft wienerische Gemütlichkeit einem ganzen Lande aufzuprägen, so wäre schon dies allein ein Verdienst. Die Böhmen haben ihr heroisches Zeitalter hinter

sich und sehnen es kaum zurück. Sie sind friedliche Bürger geworden, und man möchte nicht glauben, dass sie Abstammlinge wären jener fanatischen Hussiten, die der Schrecken Mitteleuropas wurden. Eine lange Fremdherrschaft lässt sie die errungene Freiheit und staatliche Selbständigkeit besonders hoch schätzen, und nur zu ihrer Verteidigung sind sie bereit, wiederum die Pflugschar mit dem Schwert zu vertauschen, was ein gütiges Schicksal verhindern möge. Dieses Land, das unter einer strahlenden Sonne liegt wie ein blühender und wohlgepflegter Garten, hat genug Blut und Tränen verschluckt. Es gibt wenige Länder, die so viele verheerende Kriegsstürme über ihre Gefilde brausen sahen wie Böhmen.

*Wie der Schimmel von Perbal durch Mähren trab
und zu alten Burgen und Schlössern kommt*



Mährische Trachten

Wir sind im Mährischen Karst und marschieren über Svitavy das Tal der Zwittau hinab gegen Blansko. Es gibt da viele Naturwunder zu bestaunen, den Abgrund von Macocha und die unterirdischen Gänge und Tropfsteinhöhlen dabei und in der Gegend von Sloup. Hundertsiebenunddreißig Meter geht es senkrecht hinab in einen finsternen Schlund, und auf unterirdischen Gängen und durch Tropfsteinhöhlen kann man zum Boden dieses Abgrundes gelangen, auf dem sich zwei Seelein gebildet haben, und von dem man oben wie einen schmalen Streifen das Licht des Himmels erblickt. Wer schwindelfrei ist, mag sich einer alten, eisernen Leiter anvertrauen, die hinunterführt an den glatten Kalkfelsen. Die Wasser der Vorzeit haben diese Wunder geschaffen. Wie ein verzaubertes Feenschloss die Katharinenhöhle, ihre Länge beträgt nicht weniger als sechsundneunzig Meter, ihre Breite vierundvierzig und ihre Höhe bis zu zwanzig Meter. Schöne, schlanke Tropfsteine von doppelter Manneslänge. Schaurig hallt der Schritt wider von den gespenstischen Wänden. Man sollte zwei Tage Zeit haben, um alle diese Wunder der »Unterwelt« bestaunen zu können; denn die einzelnen Höhlen und Gänge und unterirdischen Flussläufe liegen weit auseinander. Sie sollen in alten Zeiten der Religionskriege den Bewohnern des Zwittauertales als Refugium gedient haben, doch wurden einige Gänge erst in neuester Zeit entdeckt und zugänglich gemacht. Elektrische Beleuchtung lässt die Gesteine düstere Schatten werfen. Wie romantisch müsste es erst sein, diese verzauberten Hallen wie in alter Zeit mit brennenden Fackeln zu betreten. Ein reger Touristen- und Fremdenverkehr wird durch diese unterirdische Welt angezogen.

Ueber Adamov mit seinen großen Eisenwerken ziehen wir hinunter nach Brunn. Brno heißt der tschechische Name dieser halb deutschen, halb slawischen Stadt - womit wir allerdings das Bevölkerungsverhältnis unrichtig bezeichnen, denn die Tschechen überwiegen zu fast Dreivierteln. Einst eine der reichsten Städte der Doppelmonarchie, hat Brunn von seiner Bedeutung unter dem neuen Staat nichts

eingebüßt, sondern ist das Industrie- und Handelszentrum Mährens und dessen Hauptstadt. Breite, moderne Straßen, prächtige Anlagen, besonders der von Josef II. angelegte Park. Von den Höhen des Spielberges genießt man eine herrliche Fernsicht in die mährischen Lande. Einst war die alte Burg des Spielberges eine berühmte Festung, wohin die österreichischen Kaiser ihre politischen Widersacher verbannten. Der berühmteste Gefangene des Spielberges war der Pandurenoberst Freiherr von der Trenck, der hier hinter Kerkergittern sein abenteuerreiches Leben beschloss. Viele Stufen geht's hinab in düstere Gänge, wohin kein Strahl der Sonne und des Mondes gelangt. Hier verschmachteten die italienischen Carbonari, die für die Freiheit ihres Vaterlandes gegen Habsburg ihren Kleinkrieg führten und der Übermacht erlagen, auch eine Frau, die schöne Gräfin Filangieri. In diesen berühmten und in der ganzen Welt verrufenen unterirdischen Kasematten wurden auch die aufständischen Magyarenführer und viele Tschechen und Polen lebendig begraben. Napoleon mochte sich der freiheitlichen Traditionen der französischen Revolution erinnern, die die mittelalterlichen Kerker der Feudalzeit brach, als er im Jahre 1809 durch seine Truppen die Festung sprengen ließ. Doch erst vor achtzig Jahren wurde das furchtbare Gefängnis aufgehoben und die Burg als Kaserne verwendet.

Kaum zwei Wegstunden von Brunn liegt das Dörfchen Slavkov, das niemand kennt, und das seine geschichtliche Größe unter diesem tschechischen Namen birgt. Sein deutscher Name aber ist in die Geschichte eingegangen als Ort einer der berühmtesten Schlachten aller Zeiten - Austerlitz. Es ist der letzte November des Jahres 1805. Napoleon hat sein Quartier in Brunn, und sein Reitergeneral Murat hält die stolze Kaiserstadt Wien besetzt. Kaiser Franz ist erst nach Bratislava geflohen und dann zu seiner Armee nach Olmütz, und seit gestern sind die französischen Meldereiter auf schweißgebadeten Rossen in die Tore Brunns galoppiert, und Napoleon weiß, dass die Herrscher von Russland und Oesterreich an der Spitze ihrer Heere heranziehen und ist sehr zufrieden, dass sie das feste Olmütz verlassen haben und ihm im freien Feld die Spitze zu bieten wagen. »Vor morgen Abend ist diese Armee mein«, sagt er lächelnd zu seinen Generälen und wählt seine Stellungen, und die Ebene von Austerlitz erscheint ihm sehr geeignet, die Dreikaiserschlacht zu schlagen. Es ist bitter kalt, und die Littawa ist zugefroren. In knappen Worten erlässt er seine wie immer begeisternde und hinreißende Proklamation an seine Truppen: »Soldaten Frankreichs! Ihr habt die russische Armee vor euch, die herbeigeeilt ist, um die österreichische Armee für die Niederlage von Ulm zu rächen. Es sind dieselben Truppen, die ihr bei Hohenlinden geschlagen und bis hierher verfolgt habt. Ich werde selbst die Führung der Bataillone übernehmen. Dieser Sieg wird den Feldzug beenden, und ich werde einen Frieden schließen, der meines Volkes, eurer und meiner würdig ist. Napoleon.« Er weiß sie schon in der Anrede zu packen, er nennt sie nicht wie andere Souveräne: Meine Truppen, meine Kinder, meine Soldaten, nein - Soldaten Frankreichs! Das weckt den Stolz, und das verpflichtet, und er ist in der Schlacht nicht ihr Kaiser, nur ihr General.

Der erste Dezember ist schön und strahlend wie ein sonniger Herbsttag. Die Schlacht beginnt und dauert kaum fünf Stunden. Um ein Uhr ist das russisch-österreichische Heer geschlagen, siebenundzwanzigtausend Tote hinterlässt es auf der blutgetränkten Ebene und zieht sich fluchtartig südwärts und hinab nach Ungarn. Fast unglaublich erscheint, dass Napoleon nur achthundert Soldaten verlor. Drei Tage waren nötig, um alle Verwundeten nach Brunn zu schaffen, das zu einem einzigen Spital wurde. Der Ruhm der Könige wird mit den Tränen der Völker erkaufte in dieser grausamen Zeit, da ein neuer Herrscher die alten aus ihren angestammten Rechten drängt.

Wir ziehen über Hudonin hinunter nach Bratislava, dem alten Preßburg, wiederum meist auf guten, weichen Nebenstraßen über malerische, kleine Dörfer und oft durch tiefe Wälder. Viele Zigeuner treffen wir, die mit Kind und Kegel und lotterigem Planwagen am Wegrand oder in einer Waldblöße rasten. Dieses fahrende Volk gleicht sich in allen Oststaaten. Angenehm fällt uns auf, dass hier in Mähren diese Heimatlosen meist wohlgenährte Pferde haben. Man trifft nicht die bedauernswerten Knochengerippe der Balkanzigeuner. Der Staat scheint auch hier auf Ordnung zu halten. Wohl trägt auch die Jahreszeit zu diesem erquicklicheren Bilde bei; denn zur Sommerszeit finden die Tiere überall reichliche Weide. Die Zigeuner selbst sind arg zerlumpt, doch scheinen sie wohlgenährt. Man sollte immer viel Kleingeld bei sich tragen, um in die schmutzig-braunen Händchen der Kinder streuen zu können, die darauf abgerichtet scheinen, mit ihrem Betteln an die Haushaltskosten beizutragen.

Außerhalb Bratislava begrüßt mich ein Stabskapitän der Kavallerie und begleitet mich zu den Stallungen des elften tschechoslowakischen Dragonerregiments. Das Regiment selbst ist gestern in entfernte Manöver gerückt, eben rüstet sich ein Nachtrab mit aufgepackten Sätteln, und nur die Pferde der Generalität stehen noch in den Stallungen, in die ein Dragoner unsern Schimmel führt. Der kommandierende Divisionsgeneral hat uns den Stabsrittmeister Kneifel zugeteilt, der erst nach unserm Weiterritt in die Manöver folgen wird. Rittmeister Kneifel ist ein ehemaliger k. u. k. Offizier, ein flotter Kavalier und lieber Kamerad. Als Fähnrich zog er in den Krieg gegen die Serben, sein Vater war österreichischer Generalmajor, sein Großvater fiel bei Königgrätz, sein Ahne bei Austerlitz; seit den Zeiten Wallensteins sind die Kneifel Offiziere der habsburgischen Monarchie gewesen. In seiner Gesellschaft verbringen wir zwei angenehme Rasttage im schönen Bratislava an der Donau. Bratislava ist heute Grenzstadt und große Garnison, das wird dem Fremden bewusst, wenn er abends durch die Straßen und über die gepflegten Promenaden streift, auf denen die Khakiuniformen der Offiziere und Soldaten dominieren. Nur die Altern-Offiziere haben Erlaubnis, abends in Zivil auszugehen, und Rittmeister Kneifel macht, wie er uns sagt, stets davon Gebrauch. Es gibt da am gegenüberliegenden Ufer der Donau einen Konzertgarten, ein Zigeunerorchester spielt und lässt seine bald sanften, träumerischen, bald wildbewegten Weisen über die Fluten gleiten. Die sinkende Sonne zeichnet die Ruinen der königlichen Burg wie eine riesige Silhouette in den Abendhimmel. In früheren Zeiten war Preßburg die Haupt- und Krönungsstadt der ungarischen Könige, die vor den andringenden Türken ihre Residenz hierher verlegten. Ein riesiger Brand zerstörte im Jahre 1811 das gewaltige Schloss, und seit dieser Zeit starren die leeren Fensterhöhlen auf die Stadt herab. Die frühere Hauptstadt eines mächtigen Reiches, in der viele Kongresse stattfanden, wo Napoleon nach der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz den Oesterreichern den Frieden diktierte, Reichstage abgehalten wurden, ist heute zum beschaulichen Dasein eines stillen Grenzortes geworden. Wäre nicht die Garnison geblieben, sie wäre wohl einem Dornröschenschlaf anheimgefallen. Der Anblick dieser Donaustadt mag uns wohl an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe erinnern. Fast scheint es uns ein Frevel, wenn wir vernehmen, die königliche Burg solle mit Staatsmitteln wieder hergestellt werden. Wird sie nicht ein leerer Schrein sein, jeder Bedeutung bar und ihres historischen Interesses beraubt?

Nun könnten wir wohl unsere Reise durch die Tschechoslowakei abbrechen und auf gerader Straße nach Wien zurückmarschieren. Doch die Kameradschaft der tschechoslowakischen Armee weist uns noch einen Umweg; denn mehrere Garnisonen haben uns wiederum zu Gast geladen. So sieht uns der frühe

Morgen, nach herzlicher Verabschiedung von Rittmeister Kneifel, auf dem Wege nach Malacky - im Tschechischen spricht man Malatzky - zum dreizehnten Infanterie-Regiment. Der Schimmel von Perbal ist gut ausgeruht und drängt, und dies ist nicht gerade angenehm; denn erst haben wir eine spiegelglatte Asphaltstraße, die erstmals verwunderlicherweise keinen Streifen Naturboden seitwärts freilässt für den Pferdehuf. Beidseitig sumpfiges Gelände mit vielen, breiten Abzuggräben, dazwischen wohlgepflegte Felder, die nicht gestatten, querfeldein zu streifen. Endlich ein Wald und dann knorriges Unterholz auf sandigem Grund. Es gibt hier in Mähren viel sandigen Boden. Bis zu drei und vier Meter Sand, versichern uns die Bauern, und trotzdem gedeiht Getreide, wenn es auch nicht so hoch in den Halm schießt, wie auf kräftigerem Boden. Hügelauf hügelab, bald Feld, bald Wald, so wechselt diese mährische Landschaft.



Brno – Brünn

Wir ziehen durch viele schmucke Dörfer. Leider scheint man in Mähren nur zu Festtagen die alten Trachten zu tragen, doch wirkt das Alltagskleid der Bäuerin schon fast als Tracht, dies machen wohl die weißen Kopftücher und bauschigen Hemden, die eine gewisse Uniformität der Kleidung bringen. Frauen und Töchter tragen das Haar in langen geflochtenen Zöpfen, und oft binden sie das Ende der zwei Zöpfe zusammen. Die Mähren scheinen kinderliebend zu sein, nach der zahlreichen Nachkommenschaft zu schließen, die über die breiten Dorf Straßen tollt. Die mährischen Frauen tragen ihre Kinder in Tüchern auf dem Rücken, die sie vorn über der Brust verschlaufen, und die Kleinen scheinen sich sehr wohl zu fühlen als Huckepack. Meist werden die Kinder mit aufs Feld genommen und irgendwo unter ein Gebüsch gelegt, wo sie die Rückkunft der Mutter abzuwarten haben.

Malacky ist eine jener entlegenen Provinzgarnisonen, wo die Kameradschaft besonders gedeiht. Ein Regiment Infanterie, ein halbes Regiment Artillerie und eine Dragonerschwadron, vorzüglich in pavil-

lonartigen Flachbauten untergebracht. Geräumige Stallungen und dazwischen Tummel- und Exerzierplätze für Ross und Mann. Die Offiziere haben in diesen verlorenen Nestern gar keine andere Unterhaltungsmöglichkeit außer Dienst, als das abendliche Zusammensitzen bei einem Glase Wein und Zigeunermusik. Kommt ein Gast zur Garnison, so gibt es stets ein kleines Fest. So finden wir alles wohl zu unserm Empfang vorbereitet, und nie haben wir uns gemütlicher befunden, als in diesem Gasthausgarten von Malacky schräg gegenüber dem kleinen Bahnhof, der jedes Mal erzittert, wenn ein Orientexpress vorüberbraust, hinunter bis zum fernen Stambul. Und die Pullmanreisenden, die hinter erleuchteten Wagenfenstern vorüberflitzen von der Nacht in die Nacht, die wissen nichts von diesem Malacky und seiner Gastfreundschaft und Fröhlichkeit und wie angenehm die Stunden verrinnen bei einem Glase Wein und schmeichelnder Zigeunermelodie. Der Lustigste von allen ist ein Stabskapitän der Infanterie. Er weiß schnurrige Geschichtchen ohne Zahl von seiner k. u. k. Dienstzeit.

Fünf Offiziere mit ihren Chargen sitzen am nächsten Morgen auf, uns ein gut Stück Weges das Geleite zu geben. Der Regimentskommandant führt, und es geht querfeldein über viele Abzuggräben. »Kedves« springt sehr schön, nur etwas zu ungestüm. Wir spüren die weiche und tiefe Ackererde unter den Hufen unserer Rosse, Saatfelder umreiten wir und haben oft große Umwege im Zickzack zu machen. Ein gar fruchtbar Land ist dieses Mähren, und wir wissen nun, weshalb der österreichische Hochadel in diesen Landen seine reichsten Güter besaß und - wenn auch verkleinert - heute noch besitzt. Zehn Kilometer weit geht's bis zum nächsten Dorf, wo wir uns recht herzlich von unsern Kameraden von Malacky verabschieden, dann allein durch Feld und Wald und immer wieder über diese sanften Hügelwellen, von denen sich die Straße niedersenkt in eine weite Mulde und schmaler und schmaler wird und wie ein dünner Faden die nächste Höhenkuppe übersteigt.

Offiziere vorn zehnten Infanterieregiment halten zu Pferd am Weg und führen uns hinein nach Breclav - dem alten Lundenburg. Der Regimentskommandant ist ein gar gastfreundlicher, alter Herr, und wenn es auch nicht so lustig zugeht wie im Garten von Malacky, so fühlen wir uns doch hier wie zu Hause. Meinen Schimmel übergab ich der Obhut eines schneidigen Zugführers, eines Deutschen aus dem Egerland. Zugführer ist in der tschechischen Armee der höchste Grad des Unteroffiziers, der Fähnrich gehört schon zum Offizierskorps.

Drei liechtensteinsche Schlösser bilden ein Dreieck, und dazwischen liegt, vier Fußstunden nach jeder Richtung sich dehnend, der fürstlich-liechtensteinsche Park, die ehemalige Jagddomäne. Bis zum Kriegsende war dieser Park, der eigentlich ein üppiger, meist sehr dichter Wald ist, das Dorado für fünfhundert wilde Sauen, die noch um die Jahrhundertwende nach mittelalterlichem Brauch zu Pferd gejagt und mit der Lanze, der Saufeder, abgestochen wurden. Heute ist dieser Wald und Park jedermann zugänglich, es gibt kein Schwarzwild mehr, doch sollen noch zweihundert Hirsche durch die dunklen Gründe wechseln. Am liechtensteinschen Schloss Lundenburg, das eben mit Gerüsten umstellt, renoviert wird, traben wir vorbei, und wieder ist es eine ansehnliche Kavalkade, die uns das Geleite gibt, hinein in die Stille dieses unendlichen Waldparks, über weiche, nadelbestreute Wege, die kaum einen dumpfen Hufschlag wiedergeben. Die Ruhe und Schweigsamkeit des Waldes wird nur durch das Schnauben unserer Rosse unterbrochen. Oft lichtet sich der Wald zu einer Blöße, zu schilfbewachsenen, fischreichen Teichen, über welche alte Holzbrücken führen, die den donnernden Hufschlag einen kurzen Moment in die schweigsamen Tannen werfen, oft auch zu einer weiten, sonnigen Lichtung, wo Strauch an Strauch

die Beeren reifen und über dem Busch weiße Falter flattern. Wir halten Richtung auf ein Minarett, das, weithin sichtbar, über die Baumkronen ragt. Erst wundern wir uns über diesen Zeugen des Morgenlandes; denn soweit nördlich kamen die Scharen Kara Mustafas nicht, als sie Wien bedrohten. Der »türkische Turm«, wie ihn der Volksmund nennt, verdankt sein Entstehen einer spielerischen Laune eines Liechtensteiners, der im achtzehnten Jahrhundert österreichischer Gesandter in Stambul war. Die liechtensteinischen Burgen und Schlösser sind alle wohl erhalten; denn der Fürst ist auch heute noch einer der reichsten Männer des alten Europa. Würde man die Kunstschatze, die diese alten Adelssitze bergen, nach Geld bewerten, so möchte der Fürst von Liechtenstein wohl der reichste Mann des Erdballs sein.

Inmitten eines riesigen Parkes mit uraltem Baumbestand, weiten Rasenflächen, unterbrochen durch Bosquets voll herrlicher Farben, liegt Schloss Eisgrub, ein mehrflügliger Bau in englischer Gotik mit einer prächtigen gotischen Schlosskapelle, in der eben, wie wir anlangen, die Messe gelesen wird. Beidseitig der Kapelle in drei Etagen Galerien, eine mit roten Samtsesseln für die fürstliche Familie und die Gäste, darüber die zweite für die Hofbeamten und Verwalter und dann die dritte für die Dienerschaft. Die Liechtensteiner sind zu allen Zeiten Nimrode gewesen. Zahlreiche Jagdtrophäen schon in der Schlosshalle, im Treppenaufgang und in vielen Sälen. In vielen Dutzenden von Exemplaren Eber und Wolf und Bär und Luchs, wohl mehr als hundert Hirschgeweihe, Adler aller Größen und Auerhähne, und alles sorgfältig mit Anschrifttafeln geordnet, in welchem fürstlichen Revier, an welchem Tag des sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Jahrhunderts, und von welcher Durchlaucht erlegt. Dann gibt es da alte Jagdbeuteverzeichnisse, und wir staunen, wie viele Tiere aller Arten oft an einem einzigen Tage geschossen wurden.

Farbenprächtig die Gemälde der liechtensteinschen Ahnengalerie. Einige dieser Gemälde sind so plastisch, dass sich die Gesichtszüge der Gemalten zu beleben scheinen, wenn man sie lange anblickt. Wertvolle Gemälde aller Epochen und erster Meister in allen Sälen und Zimmern. Es gibt da einen blauen Salon und einen roten, einen weißen, grünen und braunen. Prächtig ist die Täferung des großen Eßsaales. Ueber der langen Tafel schweben von der Decke nieder riesige Adler, und Adler und Auerhähne nisten an den Wänden. Eine Wendeltreppe führt vom fürstlichen Arbeitszimmer hinauf ins Schlafgemach, und diese Treppe dürfte kaum ihresgleichen haben in der Welt. Sie ist aus dem Stamm einer einzigen slawischen Eiche geschnitzt, und der Künstler, der sie schuf, soll dreißig Jahre lang ununterbrochen an ihr gearbeitet haben. Ein Lebenswerk, das noch heute die Bewunderung des Beschauers erregt. Dann der chinesische Salon mit den Perlmuttermöbelchen und einer Sammlung altchinesischer Laternen und Schmuckstücke und Gebrauchsgegenstände. Das Schlafzimmer der Gräfin Fünfkirchen, das Bett in einer Nische allein so groß wie der Schlafraum gewöhnlicher Sterblicher. Der kleine Eßsaal mit Gemälden von Ranftl und Gauer mann und einem echten van Dyck, eine unbekannte Dame darstellend, prächtige Holzschnitte und Kupferstiche von Dürrer. Von unschätzbarem Wert Gobelins aus dem Mittelalter und dem siebzehnten Jahrhundert. In der fürstlichen Bibliothek sollte man einen Tag verweilen können. Unscheinbar eine grauschwarze, kantige Steinplatte. Sie soll fünfzehn Kilogramm wiegen. Ein frommer Büsser des fünfzehnten Jahrhunderts hat sie von Palästina, aus dem Garten Gethsemane, nach Wien in den Stephansdom getragen. Wertvolle Kassetten aus Elfenbein und Malereien auf Goldplatten und kostbare Nippsachen des Rokoko. Kamine aus Salzburger Marmor und

die Täferung vieler Säle aus slawonischen Eichen. Vom roten Saal führt eine Flügeltüre direkt ins Palmenhaus, das eine Sehenswürdigkeit Mitteleuropas ist. Alle Spielarten schönster Palmen, Zedern vom Libanon, Mimosen, exotische Blumen, seltene Farren und Kakteen. All dies ist jedermann zugänglich, wenn der Fürst nicht zum Aufenthalt im Schlosse weilt. Seit sieben Jahren war er nicht mehr hier; er wohnt am Semmering bei Wien, zählt über achtzig Jahre und ist seit langer Zeit leidend. Mit seinem Tode wird die regierende Linie der Liechtenstein erlöschen, denn er hat keine Leibeserben. Alle diese Besitzungen werden an einen Zweig aus dem siebzehnten Jahrhundert übergehen, der sehr kinderreich ist, so dass wohl die vielen Schlösser und Güter ihre eigenen Herren erhalten werden.

Folgt man dem Dreieck des riesigen Parkes, dann gelangt man zum dritten liechtensteinschen Schloss - Felsberg. Es soll noch reicher ausgestattet sein als Eisgrub, doch unsere Zeit ist zu kurz bemessen, so folgen wir gerne der Einladung von Stabskapitän Supacek, noch einen Abschiedstrunk zu nehmen im schattigen Gasthofgarten schräg gegenüber, derweil die Soldaten die Pferde unter den Bäumen halten. Ich bemerke mit Genugtuung, dass der Kapitän durch den Ober den Soldaten je eine Maß Bier hinaus-schickt. So soll es sein, vor allem in einer demokratischen Armee. Der Offizier soll auch bei solchen Gelegenheiten seine Soldaten nicht vergessen, auch wenn das Dienstreglement hier nichts vorschreibt. Kapitän Supacek ist einer von den »Alten«, von den ehemaligen k. u. k. Er glaubt nicht an einen nahen Krieg: »Wir werden ihn nimmer erleben, Kamerad, wir haben noch vom letzten genug.« Möge er recht behalten. Ein Orchester spielt im Garten, und wir möchten noch recht lange hier verweilen, aber die Zeit drängt, und immer schlägt auf solcher Reise eine zu frühe Abschiedsstunde.



Schloss Eisgrub in Mähren

Von Eisgrub führt eine gute alte Poststraße über die Höhen hinüber nach Mikulov oder Nikolsburg. Eine tropische Augusthitze brütet über der Landstraße, wie ich mich von Stabskapitän Supacek und den Lundenburger Offizieren verabschiede, um diese zwanzig Kilometer abzutragen. Beidseitig säumen Fruchtbäume den Weg, und jeder kurze Schatten bietet Erholung, die vor allem unser »Chüeri« durch kurzes Verweilen nutzt. Vom Höhenzug genießt man einen herrlichen Weitblick in die mährischen Lande. Sanft wellt sich das Land mit seinen Wäldern und Feldern, die wie ein Schachbrett vieler Farben in der prallen Sonne liegen. Burgen und Schlösser und zerbröckelnde Ruinen grüßen von fernen Hügelzügen und bergen hinter ihren altersgrauen Mauern die Geheimnisse längst vergangener Zeiten. Die staubige Landstraße senkt sich nieder in weiten Kehren in ein breites Tal, und ich steige ab und führe den Schimmel von Perbal am Zügel, lasse ihn auch wohl allein folgen, wenn alles ruhig ist, damit er sich gewöhne, aus freiem Triebe hinter dem Reiter herzugehen. »Chüeri« hat jedes Mal große Freude, wenn ich zu Fuß gehe und bellt und springt an mir empor; denn auf des Schimmels Rücken bin ich ihm gar unnahbar fern. Einige Wagen kommen pustend heraufgefahren, und die Staubwolken, die sie entwickeln, haben sie schon lange zuvor verraten. So gehe ich mit dem Schimmel etwas seitab und über Abkürzungen, derweil die Wagenkolonne die Landstraße mit einem atemhemmenden Staub streifen belegt, der sich nur allmählich seitlich in die Weiden zieht. Die Bergstraße mündet in eine prächtige Allee von Ahornen und Linden und Kastanien, die an unsere Berner Alleen erinnert. Sie führt schnurgerade die letzten vier Kilometer hin nach Nikolsburg. Ein schmuckes, altes Städtchen, hart an der österreichischen Grenze, einst Residenz der regierenden Fürsten von Dietrichstein. Mächtig thront mit Türmen und Mauern, Bastionen und baumbestandenen Terrassen das Schloss über den engen Gassen, noch heute im Besitze dieses illustren Geschlechts, das zu den mächtigsten und vornehmsten gehörte im alten Habsburger Reich. Der Infanteriekommandant von Mikulov geleitet uns in einen uralten Gasthof unterhalb des Schloßportal. Durch einen schmalen Hof geht's in einen riesigen hochgewölbten Stall, wo der Hausmeister, ein hagerer Mann in gewissen Jahren mit einem rötlich-grauen Landknechtsschnurrbart, für unsern Schimmel die Streue bereitet. Dieser Stall mochte in alten Zeiten als Weinkeller gedient haben. Er ist so kühl, dass der Temperaturunterschied zum ausgeglühten Hof wohl mehr als zwanzig Grad beträgt. Wir hüllen deshalb »Kedves« fürsorglich mit Stroh ein, und wie wir nach einer Viertelstunde nach ihm sehen, fängt er nun richtig an zu schwitzen. Vorher, auf der sonnendurchbrannten Landstraße, hatte er kein nasses Haar, und nun tritt die Reaktion ein. Mit dem Hausmeister reibe ich ihn mit frischem Stroh nach Möglichkeit trocken, aber kaum haben wir die feuchten Büschel weggelegt, ist unser Schimmel schon wieder schweißbedeckt. Der Hausmeister erzählt derweil von guten alten Zeiten, als noch die Postkutschen von allen Seiten nach Nikolsburg fuhren, und die Reisenden von Wien aus mit ihrer Chaise oder mit einem Fiaker anrückten. Wie da Stall alle Tage besetzt war, und an wichtigen Märkten man sich den Kopf zerbrechen musste, wo man all die Pferde unterbringen sollte, besonders an Regentagen. Das seien noch Zeiten gewesen, goldene Zeiten, und doch sei man damals auch nicht zufrieden gewesen. Jetzt beklagten sich die Menschen über die schlechten Zeiten und hätten sie doch selbst geschaffen mit diesem blöden Fortschritt. Früher sei alles seinen gemächlichen Trapp gegangen, jeder hätte Arbeit gefunden, der nicht ein fauler Kerl von Kindsbeinen an gewesen, aber dann hätte alles immer schneller gehen müssen, und was drei in drei Tagen geschaffen, das mache heute einer allein in drei Stunden, und die ändern könnten sich derweil alle Tage Sonntag machen und zusehen, wo sie das tägliche Brot

erbetteln. Von ihm aus müsste man alle Maschinen zusammenschlagen auf einen großen Schrothaufen und die Automobile und die Eisenbahnen dazu; denn mit diesen habe eigentlich das Elend angefangen, und dann müssten alle Völker einen Freudentanz machen um diesen riesigen Haufen, und jeder hätte wieder Arbeit von morgen früh bis in die Nacht und vom Neujahr bis zum Sylvesterläuten. Ganz in Eifer gerät der gute alte Hausmeister und fährt mit dem Strohbüschel dem Schimmel von Perbal über den Rücken, dass dieser die Kruppe einzieht, und wenn er auch oft Ursache und Wirkung verwechselt, so muss man ihm wohl in vielem recht geben. Ihm mag die neue Ordnung der Dinge wider den Strich laufen, denn er ist einer der Leidtragenden dieser Umwälzung.



In Mähren

Der fürstliche Verwalter - die Nikolsburger geben ihm noch heute den Titel »Rat« - lädt uns zur Besichtigung des Schlosses ein. Vom kleinen Stadtplatz geht's durch ein gewölbtes Tor bergan in einen kleinen Vorhof, den ein riesiges Gittertor vom Schlosspark trennt. Dieses Gittertor allein würde wohl eine Reise nach dem abgelegenen Nikolsburg lohnen. Eine Schmiedearbeit von vollendeter mittelalterlicher Handwerkskunst, wie man sie selbst im königlichen Versailles nicht schöner findet. Im sechzehnten Jahrhundert von Meister Förster aus Brunn verfertigt, ist es das gewaltigste und zugleich zierlichste Portal, das ich je zu sehen bekam. Sieben Meter hoch, dreiflügelig, mit Verzierungen, Verästelungen und gewundenen Figuren und der mächtigen, vergoldeten Krone über der Mitte und einem kunstvollen gewaltigen Schloss mit geheimen Verriegelungen, die nur der Kundige zu entsichern vermag. Die äußern Parkmauern tragen prächtige Steinhauerarbeiten, Tierbilder aller Art, vor allem Hirsche und Hunde und Pferde. Wir wenden uns rechts und steil bergan. Wiederum ein gewölbtes Tor und ein riesiger Vorhof mit dem mächtig aufstrebenden Bergfried, ringsum die Baulichkeiten der fürstlichen Verwaltung. Und noch-

mals steil bergan und durch das dritte Tor, fast einem Tunnel gleich, in den innern Schlosshof. Dreihundertfünfundsechzig Säle, Zimmer, Kammern, Räume soll dieses Schloss mit seinen Nebengebäuden bedachen, erzählt uns der Verwalter, für jeden Tag im Jahr ein Gemach. Und damit dieses Verhältnis zum Kalender auch in Schaltjahren nicht gestört werde, soll ein früherer Dietrichstein einen Saal durch eine Schiebewand unterteilbar gemacht haben. Zwei Atlanten von Lengelacher stützen das Portal des Schloss Einganges. Die »erlauchten Herren von Nikolsburg« besaßen nebst ihren Stammgütern Schlösser und Burgen und Güter und Domänen in aller Herren Länder, und ihr Besitz reichte bis in die Schweiz, gehörte ihnen doch bis zum Jahre 1803 das Schloss Tarasp im Engadin. Schloss Nikolsburg ist auch heute noch vollständig möbliert. Stilmöbel aller Epochen, Gobelins von unschätzbarem Wert, prächtige alte Gemälde ohne Zahl, Trophäen von Jagd und Krieg aus acht Jahrhunderten. Die Hausbibliothek in einem riesigen Saal mit weit ausladender Rundung und herrlichem Weitblick in die Gefilde Niederösterreichs, prächtige alte Täferung und zwei große Kaminfeuer, vergoldete Kronleuchter und Ahnenbilder an den Wänden, hohe Regale mit wertvollen alten, ledergebundenen Pergamentschriften, von geduldigen Mönchen verflossener Zeiten mit kunstvollen Verschnörkelungen beschrieben. Im Untergeschoß die noch größere Piaristenbibliothek, mit 1500 Bänden, trotz ihrer Beraubung durch die Schweden Thorstensons von eindrucksvoller Vielhaltigkeit, daneben sonderbare altertümliche Werkzeuge der Alchimie und wohl eine der ältesten Einrichtungen zur Erzeugung von Elektrizität. Ganz im Stil der Ritterzeit der große Thronsaal mit dem Thronessel, auf dem Maria Theresia saß, wenn sie als Gast der Dietrichstein in diesem Schloss die Huldigung der mährischen Stände entgegennahm. Auch ein Mörder Wallensteins, der Schotte Leslie, ist überall in Bild und Stein verewigt, erhielt er doch vom Kaiser für seine Tat viele Besitzungen und vermählte sich mit einer Dietrichstein. Neben dem Thronsaal befindet sich das »weiße Kabinett«, auch Friedenszimmer genannt, ein halbmondförmiger Raum mit Erker, die eine weite Rundblick bieten. Eine Marmortafel, in das Parkett des Bodens eingelassen, kündigt, dass hier Napoleon eine kurze Stunde weilte nach der Dreikaiserschlacht bei Austerlitz und hier den österreichischen Gesandten die Bedingungen diktierte, die nachher zum Frieden von Preßburg führten. Doch soll sich der große Korse hier in Nikolsburg nicht sehr wohl befunden haben, berichtet aus mündlicher Überlieferung der Rat, und Schloss und Stadt noch am gleichen Tage wieder verlassen haben.

Drei Stunden dauerte der Rundgang durch endlose Säle und Korridore, Zimmer und Galerien, und wir haben doch nur einen Teil der fürstlichen Burg besichtigt. Wie bescheiden nehmen sich auch die stolzesten Adelssitze unserer Berner Patrizier dagegen aus: Spiez, Jegenstorf, Worb und Schloßwil. Der Herr Rat führt uns zum Beschluss in den weiten Schloss Keller, der, in natürlichen Fels gehauen, tief unter dem Bergfried liegt. Eisig kalt ist es da unten, und von der hohen Wölbung tropft es auf uns nieder. Hier fände ganz Nikolsburg bei einem Fliegerangriff Platz, versichert uns der Verwalter, und ein besseres Refugium wäre wohl kaum denkbar. Turmhoher naturgewachsener Fels würde auch modernsten Zerstörungswaffen Widerstand bieten. Ein Fass, wie es wohl wenige geben mag in der Welt, steht im weiten Raum. Es ist schon fast dreihundert Jahre alt. Eine Inschrift kündigt, dass Christoph Specht, »Binder und Bankrichter in Brin«, es im Jahre 1643 erstellte. Es fasst genau hunderttausendundsechzehn Liter Wein, nämlich eintausendsiebenhundertsechundachtzig alte Eimer zu sechsundfünfzig Liter. Zur Zeit der Feudalherrschaft und des Zehnten soll es alljährlich von den fürstlichen Untertanen bis obenaus

mit dem Tribut an Traubensaft gefüllt worden sein. Lädt heute noch der Fürst eine Jagdgesellschaft in seinen Keller zum kühlen Trunk, so wird ein kleines Fass in den Giganten verflüsselter üppiger Zeiten hineingestellt und dann zur Täuschung das kostbare Nass aus dem alten großen Hahn herausgelassen.



Schlossstor von Nikosburg

Wie wir uns dankend vom Herrn Rat verabschieden wollen, erklärt er uns lächelnd, wir seien mit unserm Rundgang noch lange nicht zu Ende. Es geht nun über prächtige Terrassen, von deren Balustraden man auf das kleine Städtchen niederblickt, wo Dach an Dach sich eng die Häuser schmiegen. Besonders der Teil des ehemaligen Ghettos von Nikolsburg stellt ein Gewirr von Giebeln und Kaminen und dazwischen enger, düsterer, kleiner Höfe dar. Durch den riesigen Park und den Weinberg hinunter ins Städtchen zur fürstlichen Gruft, dem Erbbegräbnis der Dietrichstein. Hier liegen Grab an Grab die Mächtigen, die achthundert Jahre lang über diesen sonnigen Winkel Mährens regierten, und ihre Namen und stolzen Titel sind in kalten Marmor gemeißelt und künden die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Der Rat weiß noch viele Geschichten an diese Inschriften zu knüpfen, ein Dietrichstein war der Erzieher des kleinen Königs von Rom. Sein Bildnis sahen wir droben im Schloss, ein etwas längliches Gesicht, üppiges weißes Lockenhaar, hellgraue gütige Augen. Als Mentor des kleinen Adlers war er sehr unglücklich, und seine Aufgabe, aus dem Sohne des großen Korsen einen guten Oesterreicher zu machen, mochte keine leichte sein. Dann ruht hier auch eine Gräfin Dietrichstein, der noch heute die

guten Bürger von Nikolsburg eine romantische Liebschaft mit Kaiser Josef nachsagen. Drüben in den Wäldern des liechtensteinschen Schlosses Felsberg sollen sie sich jeweils in der Nacht zu Pferd getroffen haben, und die Nikolsburger wollen noch die Stellen kennen an den Schlosst eichen, wo sie ihre aussichtslose Liebe in Seufzen und Tränen beklagt. Der Kaiser sei als Graf Hartenstein beim Liechtensteiner zu Gast gekommen, aber das habe die Nikolsburger nicht zu täuschen vermocht. Daran sei kein wahres Wort, erklärt uns der Herr Rat, man habe alle Archive genau darnach durchforscht und nicht eine Zeile in den zahlreichen hinterlassenen Briefen der Gräfin oder des Kaisers gefunden, die diese Legende bestätigt hätten. Aber die Nikolsburger glaubten daran wie an das Evangelium, das könne man wohl einen gar alten Klatsch nennen, der die Jahrhunderte überdaure. Nun, unser Herr Rat scheint ein sehr exakter Mann zu sein, aber oft hat doch der Volksmund recht, und schließlich ist das Fehlen eines Beweises in solch romantischen Liebesangelegenheiten noch lange nicht überzeugend.

Man müsste jetzt still hinausgehen aus dieser riesigen Gruft und allein mit seinen Gedanken Im Mondlicht über die Bastionen von Nikolsburg schlendern, aber der freundlichen Einladung des Herrn Rat zu einem Gläschen Wein dürfen wir keine Absage erteilen. Die fröhlichen Wienerweisen eines kleinen Streichorchesters in der Weinlaube stören wohl etwas unser besinnliches Nachträumen, und gar die Nikolsburger Jugend mit ihren modernen Schiebe- und Schlingtänzen möchten wir ganz gerne in ein anderes Gasthaus ziehen sehen. Doch es ist das Leben, das ewig jung gleich einem leichtsinnigen Falter über Gräber und Vergessen flattert.

Wir sehen noch nach unserm Schimmel, und der Hausmeister kommt und leuchtet. Ob uns das Nikolsburger Schloss gefallen habe? Und wie wir bejahen, nickt er zufrieden. Ja, ohne das Schloss wäre so ein altes Städtchen auch kaum sehenswert, und so trügen diese alten Burgen noch ihren Nutzen, da sie längst ihre Bedeutung verloren hätten. Früher seien wohl die Steuern und Zehntzinse oft hart und drückend gewesen, aber dann habe so eine fürstliche Residenz auch wieder viel Geld und Verdienst ins Städtchen gebracht. Während der Jagdzeit, die oft zwei Monate gedauert habe, seien droben im Schloss alle Zimmer von den Gästen des Fürsten besetzt gewesen, und hier im Städtchen hätte man kaum Platz gefunden für die Pferde und die Karossen der Kutschen. Zwar hätten die fürstlichen Gäste ein Geld gebracht; denn sie seien im Schlosse droben wohl versorgt gewesen mit allem, aber die zahlreiche Dienerschaft habe die Gasthöfe und Schenken gefüllt. Und dann hätten vor allem Wagner und Hufschmied goldene Zeiten gehabt und auch die übrigen Handwerker. Jetzt gebe es selten mehr eine Jagd, und von größerem Zuzug merke man kaum etwas. Die wenigen Gäste kämen im Automobil angefahren, zu jagen sei auch nicht mehr gar viel, und nach einigen Tagen sei alles vorbei.

Wie wir aus dem Stalle treten, sehen wir die gewaltigen Massen des Schlosses wie eine drohende Silhouette über dem kleinen Städtchen in den nächtlichen Himmel emporragen. Kein Licht in diesen endlosen Fensterreihen; denn selten weilt der Besitzer hier.

Noch fehlt eine Stunde bis Mitternacht, und wir laden den Hausmeister zu einem Glase Wein. Nur zwei Gäste sind noch da und spielen Karten, und der alte Ober sieht sehr übernächtigt aus und wünscht wohl sehnlichst die mitternächtliche Stunde herbei, da er seinen Laden schließen kann, Wir laden ihn ein, mitzuhalten, und er hat erst alle Ausreden und fühlt sich sehr geehrt. Gäste aus der Schweiz, das sei sehr selten, das müsse ein gar glücklich Land sein, wo es jedem gut gehe, meint er und ist sehr verwundert, wie wir ihm versichern, dass bei uns die gebratenen Tauben noch keinem in den Mund geflogen,

dass wir zwar ein sehr schönes Land bewohnten, aber auch ein hartes Land mit mehr Steinen als guter Erde, nicht wie hier in Mähren. Und wie wir ihn fragen, was er denn während des Krieges getrieben, hat er gar vieles zu erzählen. Ja, das sei eine schlimme Zeit gewesen, doch hier noch erträglicher als in Wien. Nie im Leben hätte er sich träumen lassen, dass einst dieses Nikolsburg nicht mehr zu Oesterreich gehören könne, hier habe man sich so unendlich weit von jeder Grenze weg gefühlt und so nahe bei Wien, dass man sich ordentlich die Augen ausgerieben habe, wie sie drunten im Tal die neue Grenze abgesteckt hätten, wo seit achthundert Jahren keine Grenzpfähle mehr gestanden. Der Hausmeister, der alle Maschinen zusammenschlagen möchte, um die alte Zeit wiederkehren zu lassen mit Postkutschen und sechsspännigen Müllerwagen, findet, dass Grenzen überhaupt ein Blödsinn seien in unserer Zeit der Technik und des Schnellverkehrs. Er ist jetzt Verfechter des paneuropäischen Gedankens, und wie wir ihn leise darauf aufmerksam machen, dass dies sich doch wohl nicht mehr recht mit Postkutschen und dergleichen vertrage, haut er auf den Tisch, und sein Argument ist so zugkräftig, dass wir gänzlich verstummen: »Entweder wieder die alte Zeit und das alte gemächliche Tempo, oder dann die neue Zeit, aber ganz und nicht mit Zaunpfählen und Schranken an jeder Ecke.« Dieser Hausmeister gefällt uns, und wir möchten ihn abordnen in den Rat der Ratlosen am goldenen Lac Léman, und er müsste dort auch so kräftig auf den Tisch schlagen und lieber dreimal als nur einmal.

Von Mikulov sind es fünfundfünfzig Kilometer hinüber nach Znajm. »Kedves« trabt gleichmäßig dahin durch eine fruchtbare Ebene, die nur leicht sich wellt, durch heimelige Dörfer mit dunklen Teichen und schmucken kleinen Häuschen. Noch ist die Zeit der Ernte, und immer höher türmen sich die Strohmeten, zu denen Wagen um Wagen hinschwankt, seiner Garbenlast ledig zu werden. Auch in Mähren hat jedes Dorf seinen Teich, seine Vieh- und Pferdeschwemme, und so oft die Möglichkeit sich bietet, lenkt der Bauer sein Gespann durch die meist trüben Fluten. Trafen wir es in Schlesien mitten in die Kirschenernte, so jetzt in die erste Zeit des Steinobstes. Beidseitig der Landstraße ziehen sich endlose Baumreihen dahin und tragen schwere Frucht an tiefhängenden Zweigen. Hier ist die Bevölkerung sehr stark vermischt. Es gibt tschechische Dörfer und deutsche Dörfer und sogar drei kroatische Dörfer, Dobropole, Novi Prerov und Frelichov. Diese Kroaten wurden im sechzehnten Jahrhundert hier angesiedelt und haben bis zu einem gewissen Grad ihre Eigenart und Lebensweise behalten.

Bei Dürnholz-Drnoholec halten wir nordwestlich gegen Grußbach, und nun wird die Mittagshitze so drückend, dass wir unserm Schimmel eine längere Rast einräumen. Die Wirtin ist eine Deutschböhmin, Witwe, und führt eine vorzügliche Küche. Sie rät uns, das Schloss zu besichtigen, aber wir ziehen diesmal vor, mit unserm Schimmel den Dorfteich aufzusuchen, und niemals seit der Reise durch die Slowakei sahen wir so viele Gänse wie hier. Ein riesiger Teich, dessen Ufer mit altem Baumbestand herrlichen Schatten spenden. Im Teich herrscht Großbetrieb, die Bäuerinnen treiben eben das Vieh hinein, und eifrig wird mit Bürste und Schwamm gerieben und gewaschen, und zwischendurch baden die Kinder. Der Schimmel von Perbal schreitet mit Lust in den Teich und schlägt mit den Vorderhufen das Wasser. Wir binden ihn an langem Zügel an einen überhängenden Baum und legen uns in den Schatten. Wenn nicht das zahllose Geschmeiß der Fliegen und Mücken wäre, müsste es hier herrlich sein. Ein Trupp Mädchen erscheint, und die Dorfschönen sind gar nicht zimperlich. Sie streifen die Röcke über den Kopf, und drunter tragen sie schon das Badekostüm, und bald tummeln sie sich in den trüben Fluten und

finden dies sicher beneidenswert schön, diesen romantischen Dorftümpel von Grußbach. Wir möchten ihnen mal unser kühles aber blitzsauberes Aarewasser leihen.

Die Sonne neigt sich schon zu den westlichen Baumwipfeln wie wir aufbrechen, denn sechszwanzig Kilometer sind es noch bis Znajm. Nur ungern verlässt unser Schimmel das Bad.

Der Abend sinkt herab, wie mir auf der Landstraße ein Artillerieoffizier begegnet, Stabshauptmann Fritz vom sechsten Feldartillerieregiment, dazu abkommandiert, uns in die Kaserne zu führen. Das Regiment garnisoniert in einem riesigen Barockbau, dem alten Kloster Brück zu Znajm. Dieser prächtige Bau ist eigentlich nur ein Torso; denn er wurde nie vollendet. Nur der Mittelbau steht und zwei Seitenflügel, die ein halbes Viereck bilden. Als Kaiser Josef II. die Klöster aufhob, wurde auch der Bau des Klosters Brück eingestellt und seit 1782 zur Kaserne umgewandelt. Unterhalb des Klosters sind die Stallungen und die Reitbahn und die lange Reihe der Wagenschuppen. »Kedves« kommt allein in einen Stall und erhält eine Ordonnanz zugeteilt, die bei ihm schlafen muss. Gleich muss auch noch der Veterinär her und der Hufschmied, und dieser kommandiert den Schimmel für früh auf die Schmiede, obgleich wir finden, dies sei noch gar nicht nötig. Dann führt uns Stabshauptmann Fritz hinauf in die Offiziersmesse, wo ein kalter Imbiss bereitsteht. Der Regimentskutscher führt uns hierauf ins Hotel Nesweda am andern Stadtende, und wir werden als militärische Einquartierung behandelt, erhalten das beste Doppelzimmer, und Stabshauptmann Fritz stellt die Quartierzettel aus. Zum morgigen Mittagessen sind wir in die Offiziersmesse geladen. Wir sind ordentlich müde und wollen morgen einen Ruhetag einschalten, um die schöne Stadt Znajm zu besichtigen und dann unsern Weg nach Budweis fortsetzen. Doch unser Aufenthalt beim Znajmer Artillerieregiment dehnt sich ungewollt auf sechs Tage aus.



Mährische Bäuerin mit Kind

Beim Frühstück bringt uns ein Meldefahrer die Mitteilung, wir könnten vorläufig die Reise nicht fortsetzen, unser Schimmel habe ein stark angeschwollenes Sprunggelenk und gehe stocklahm. Durch irgendeinen Misst ritt im Grußbacher Dorfteich muss er sich diese Verstauchung zugezogen haben. Der Veterinär

stellt einige Tage Ruhe in Aussicht. Alle zwei Stunden Lehmumschläge werden angeordnet. So haben wir Zeit und Muße, uns die interessante Grenzstadt anzuschauen. Stabshauptmann Fritz wird uns vom kommandierenden Brigadegeneral zugeteilt als ständiger Begleiter, und er ist ein so vorzüglicher Kenner von Znajm, dass wir uns keinen besseren Führer wünschen können. Mittags ist Empfang an der Regimentstafel. Oberst Pelikan war, wie die meisten höheren tschechoslowakischen Offiziere, ehemals österreichischer Offizier, kam in russische Gefangenschaft, meldete sich zur tschechischen Legion und wurde Kommandant des Regiments »Irkutzky«, so benannt nach seiner Gründungsgarnison Irkutsk in Sibirien. Seinen ersten Kampf hatte dieses Artillerieregiment gegen die Bolschewiki schon in Irkutsk zu bestehen, und viele Bilder von dieser Zeit zieren die Wände der Offiziersmesse. Als das Regiment zur Abfahrt an die Front verladen wurde, war die russische Armee bereits in Auflösung begriffen, und am Bahnhof Irkutsk erhielt das verladene Regiment kurz vor der Abfahrt plötzlich aus allen Fenstern des Bahnhofgebäudes Maschinengewehrfeuer. Bolschewiki hatten, während das Regiment an der Rampe verlud, das Bahnhofgebäude besetzt, rote Soldaten mit Maschinengewehren postierten ihre Feuerschünde an allen Fenstern, und wie nun der Zug herangeschoben wurde, ging ein Feuerstrom auf das ahnungslose tschechische Regiment nieder. Doch die Tschechen machten kurzen Prozess, stürmten den Bahnhof mit Bajonett und Säbel und stellten die Ordnung wieder her.

In den tschechoslowakischen Offiziersmessen geht es sehr nüchtern zu. Während des Dienstes, und das Mittagessen wird als in die Dienstzeit eingeschlossen betrachtet, herrscht strenges Alkohol verbot. Es ist uns gar nicht recht, dass Oberst Pelikan für uns allein eine Ausnahme anordnet und uns Bier oder Wein auftragen lässt. Aber der Herr Oberst hat einen plausiblen Grund: wir seien hier nicht im Dienst, sogar ihre beurlaubten Offiziere oder die dienstfreien Kameraden dürften Wein trinken. Fast alle Offiziere verstehen deutsch oder französisch, so spinnt sich bald eine eifrige Unterhaltung nach rechts und links an, und wir fühlen uns sofort heimisch. Die Herren interessieren sich besonders für unsere Armee und wundern sich über die kurze Ausbildungszeit. Wir haben nun mit der tschechoslowakischen die elfte stehende Armee kennen gelernt, vielleicht besser kennen gelernt, als eine offizielle Offiziersabordnung, der man schließlich in jedem Lande ein wenig Potemkin'sche Dörfer herzaubert, Truppen mit neuem Lederzeug und Schuhwerk und neuesten Waffen, Trottel in die Küche oder in die Sattlerei und auserlesene Zusammenstellung der Pferdepaare. Wir sehen die Armeen, deren Gastfreundschaft wir genießen dürfen, gewissermaßen im Negligee. Wenn die tschechoslowakische Armee auf uns einen über Erwarten flotten Eindruck macht, und wir dies an-mit bezeugen, so ist dies ein ehrliches und verdientes Lob. Trotzdem dürfen wir den Herren versichern, dass wohl in gar keiner Armee - die deutsche haben wir noch nicht gesehen - so intensiv gearbeitet wird, wie bei unserer Miliz, so vollgerüttelte Tagesbefehle ausgegeben werden wie in unsern Schulen und Kursen, die meist nur eine knappe Mittagsfrist freilassen und oft den Abend und die Nacht miteinbeziehen und zuweilen den ganzen Sonntag. Dagegen herrscht in den stehenden Armeen ein gar gemütlicher Betrieb: ausrücken vormittags, retablieren nachmittags; denn was wollte man schließlich zwei oder gar drei Jahre lang mit den Leuten anfangen, wenn man sie von morgens vier Uhr bis in die Nacht das Kriegshandwerk lernen wollte. Das müsste so sehr abstumpfen, dass die Wirkung eine gegenteilige wäre. Für unsere kurze Dienstzeit aber ist dieser bis zum Äußersten straffe Betrieb durchaus am Platze. Wobei wir ohne Überheblichkeit behaupten dürfen, dass unser Soldatenmaterial - wenn wir diesen unschönen Fachausdruck verwenden wollen - schon mit

einer ordentlichen Vorbildung zum Rekrutendienst einrückt und intellektuell höher steht, als in vielen Ländern. Bleiben noch die trotz alledem mit einer kurzen Dienstzeit verbundenen Nachteile zu erwähnen, vor allem etwas, was mit Recht in den stehenden Armeen bis zur mechanischen Stumpfsinnigkeit gepaukt wird: das Deckung nehmen im Gelände. Unsere Infanterie gibt sich noch viel zu viel preis, wenn wir sehen wie diese tschechischen Infanteristen jeden Maulwurfshügel nutzen und Indianern gleich durch die Korn- und Maisfelder kriechen, reglos wie Erdklumpen liegen bleiben auf den Ackerschollen, wenn ein Flieger kreuzt. Wir lassen da die Ausrede nicht gelten, das Pfeifen der scharfen Bohnen werde im Ernstfall jedem von selbst beibringen, wie er sich zu benehmen habe. Hier müssen wir mit unnachsichtlicher Strenge durchgreifen, im Interesse unserer Soldaten, sonst verlieren wir im ersten Gefecht schon viel zu viel Leute.

Der erste Nachmittag ist der Besichtigung Znajms gewidmet. Gleich neben unserm Hotel steht ein interessanter Bau, ein Palast im Barock, die Wohnung Wallensteins in Znajm, heute von der Bezirksverwaltung belegt. Hier verhandelte der große Feldherr des Dreißigjährigen Krieges mit den Abgesandten des Kaisers, der in seiner Not den entlassenen Generalissimus zurückgewinnen wollte. Hier diktierte er dem Fürsten Eggenberg seine Bedingungen, während drüben am Kuhberg die großen Werbetrommeln rasselten und aus aller Herren Länder die Söldner herbeiströmten, sich unter seine siegreichen Fahnen zu scharen. Von hier aus stieg noch einmal sein Ruhm kometengleich empor, um dann im fernen Eger in Nacht und Tod zu sinken.

Auch Friedrich der Große war einmal hier und Napoleon, doch nahm er nicht in der Stadt Quartier, sondern in der alten Mühle zu Hudonice.

König Ottokar II., dessen Schicksal wir bereits kennen, wurde in der Kirche der Clarissinen, von der beim heutigen Garnisonskommando noch einige Überreste und gotische Bogen sichtbar sind, nach der Schlacht am Marchfeld aufgebahrt, und Rudolf von Habsburg erwies der Leiche seines ritterlichen Gegners alle Ehrungen. Kaiser Sigismund, der Wortbrüchige, soll auf dem Pöltenberg in einer Mönchskutte gestorben sein, doch die Znajmer bestreiten dies. Auf dem Masaryk-Platz ist ein uraltes Kreuz in die Platzpflasterung versetzt, das man sorgsam beließ, als ein neuer Belag angebracht wurde, hier soll der Kaiser ohne Wort tot vom Pferde gesunken sein im Moment, als an der Spitze des Huldigungszuges die schönen Frauen von Znajm ihm Blumen darbrachten.

Die Znajmer haben an der gültigen Weltgeschichte noch andere Korrekturen anzubringen und sind höchst unzufrieden, dass die Geschichtsschreiber darauf nicht Rücksicht nehmen. Nicht der Amerikaner Franklin, sondern der Znajmer Diwis Prokop habe den ersten Blitzableiter erfunden, und zwar zwei Jahre früher als Franklin. Dieser Blitzableiter ist noch heute im Burghof zu Znajm zu sehen, eine hohe Stange und an Drähten Gefäße wie kleine Blechbüchsen. Auch habe nicht Darwin erstmals die Vererbungstheorie aufgestellt, sondern viel früher schon der Znajmer Botaniker Mendel Gregor. Wir möchten davon pflichtschuldig Meldung erstatten, ohne ein eigenes Urteil zu fällen; dass die Bürger von Znajm auf ihre Mitbürger stolz sind, erscheint uns recht und angebracht.

Die Äbte von Klosterbrugg zu Znajm hatten in alter Zeit viele Rechte und Privilegien. Die Legende berichtet, dass sie einen Schatz vergruben, der noch heute von einer Schildkröte bewacht werde, und da vom Kloster bis nach Pöltenberg ein unterirdischer Gang führt, der allerdings stellenweise eingestürzt sein soll, so wird er mit dieser Sage in Verbindung gebracht. Noch im Jahre 1880 sollen erfolglose

Nachforschungen nach diesem Schatz angestellt worden sein. Doch vielleicht haben ihn schon die Schweden Thorstensions behoben, als sie von den frommen Mönchen zu Kloster Brück ein unsinniges Lösegeld forderten und den hoch würdigsten Herrn Abt als Geisel behielten, bis es bei Heller und Pfennig bezahlt war.

Wir sehen den Heidentempel, einen uralten Turm aus römischer Zeit, im zwölften Jahrhundert erneuert, mit alten Gemälden auf dem Mauerverputz, Szenen der biblischen Geschichte darstellend und mit den Bildnissen der Premysliden-Könige. Daneben die königliche Burg, auf Fundamenten aus dem elften Jahrhundert erstellt, heute als Museum hergerichtet. Vom Burghof genießt man einen bezaubernden Ausblick ins romantische Tal der Thaya.

Der kommandierende General lädt uns zu einem Gartenfest, das die Garnison auf der Burg zu Znajm veranstaltet. Eine Regimentskapelle spielt, und wie der Abend herabsinkt, werden unzählige Lampions und Fackeln angezündet, deren Schein an den altersgrauen Mauern der Burg hochklettert. Die höhere Znajmer Gesellschaft ist da mit ihren Damen, und Zivil und Militär gruppiert sich an kleinen Tischen auf dem Burghof zu einer buntfarbigen Gesellschaft. Fern über Nieder Österreich wetterleuchtet ein Gewitter. Erst glaubt man, dass es vorüberziehen werde, doch bald bläst aus dem Tal der Thaya herauf ein harscher Wind, immer näher zucken die Blitze. Soldaten beeilen sich, Tische und Bänke in den geräumigen Burgkeller zu tragen, das Regimentsspiel übersiedelt ebenfalls, und vor dem niederströmenden Regen flüchtet alles in das tiefe Gewölbe. Die Znajmer lassen sich durch diesen unvorhergesehenen Streich des Wettergottes ihre gute Laune nicht trüben, bald sind Tische und Bänke zurechtgerückt, und Sänger und Sängerinnen von der Prager Oper, die hier auf Besuch weilen, treten auf, dazwischen auch Offiziere und Fähnriche, die sich mit Fiedelbogen und Cello und am Flügel produzieren. Dann spielt die Regimentskapelle zum Tanze auf, und wir können einmal mehr feststellen, dass es überall in der Welt schöne Frauen und Mädchen gibt, und dass auch Znajm sich in dieser Hinsicht nicht zu beklagen hat. Eine Stunde nach Mitternacht beginnen die Damen aufzubrechen, und zurück bleiben zuletzt nur die Jüngern und ledigen Offiziere, und nun wird tischweise zusammengerückt, hier die Artillerie und dort die Infanterie, und es geht sehr lustig her. Gesang und Klopfspiele, wobei im Takte erst langsam, dann nach Kommando immer schneller Maschinengewehrfeuer durch Aufschlagen der Finger auf der Tischplatte und dann Artilleriefeuer mit den Fäusten imitiert wird und eine sonderbare Polonaise, rings um die Säulen, bald im Eilmarsch, bald langsam, unterbrochen mit Knien und Sitzen am Boden und Auf-die-Stühle-Steigen mit einem vollen Weinglas in der Rechten, ohne einen Tropfen zu verschütten.

Unseres Schimmels Sprunggelenk will nicht besser werden, und der Veterinär geht von den kühlen Lehmunisschlägen zu heißen Alkoholverbänden über. »Kedves« ist sehr geduldig und brav. Er ist jetzt neu beschlagen, und der Pferdefriseur der Artillerie hat ihm Schweif und Mähne kunstvoll mit Stroh eingeflochten.

Einen Regentag verbringen wir in der Garnisonsbibliothek, die sehr reichhaltig an deutschen Büchern ist. Die meisten stammen noch aus der österreichischen Zeit und haben auf dem Titelblatt den Stempel irgendeines k. u. k. Feldartillerieregiments aufgedruckt. Tempi passati.

Oberst Pelikan teilt uns ärarische Pferde zu, und wir streifen mit einem Offizier und drei Ordonnanzen durch das langgezogene Tal der Thaya und dann nordwestlich in die deutschen Dörfer. Die Ordonnanzen, die uns zugeteilt sind, sind Deutschböhmen aus dem Egerland, hart an der Reichsgrenze.

Sie verstehen vom Tschechischen kaum mehr als die Kommandos. Der Dienst gefällt ihnen, bald werden sie das erste Jahr hinter sich haben und können drei Wochen auf Urlaub gehen. Den Krieg kennen sie nur vom Hörensagen, zwei verloren ihre Väter, die als österreichische Soldaten auszogen in das große Völkerschlachten und irgendwo drunten in Galizien verschollen blieben. Sie hoffen, dass ihnen ein gleiches Schicksal erspart bleibe: »A Ruah mechten wia hamm', oalles oandre koann uns dean Buckel auffi rutschn!« Möge ihr Wunsch in Erfüllung gehen. Ihr Zugführer, unser Begleitoffizier, ist ein hochgewachsener flotter Offizier, und sie scheinen ihm sehr zugetan. »Des is a guatr, unsa Leitnant und a geschickter a.« Wie er uns zu einer Jause einlädt in einem kleinen Dorfgasthaus, vergisst er nicht, den drei Soldaten, die draußen die Pferde halten, ihren Teil hinauszuschicken.

In der tschechoslowakischen Armee wird keine Politik geduldet. Die Offiziere, und während ihrer Dienstzeit auch die Soldaten, haben kein Wahl- und Stimmrecht. Die Republik will damit jeder politischen Zersplitterung innerhalb der Armee vorbeugen und sie zu einem zuverlässigen Instrument der Regierungsgewalt machen. Wir können die Verhältnisse eines jungen Staates nicht mit unserer durch Jahrhunderte gewachsenen Demokratie vergleichen, die auch dem Wehrmann alle Rechte des Bürgers ungeschmälert zukommen lässt.

Am vierten Tage unseres Znajmer Aufenthaltes rückt der Rekrutenjahrgang zum Regiment ein. In Trupps zu vier und sechs und zehn rücken sie an mit ihren Köfferchen und einige auch nur mit einem Bündel, und ein alter Feldweibel mit Brille und Schnurrbart und etappenmäßigem Bauchumfang stellt sie in Reih und Glied und beginnt mit dem Verles. Wenn der uniformierte Feldweibel nicht wäre, könnte das Bild bei uns aufgenommen sein. Es gibt da hochgewachsene Turnergestalten, sicher haben sie ihren Körper bei den Sokols gestählt, dann wieder schon recht abgearbeitete Knechtlein, die vielleicht zum ersten Mal mit der Eisenbahn fahren und gar neugierig die fremde Welt des Kasernenhofes mustern, und denen anscheinend nicht ganz wohl zumute ist, junge Studenten oder Kaufleute, die respektwidrige Witze zum Besten geben, was den Herrn Feldweibel veranlasst, missbilligend über seine Brillengläser zu gucken, Muttersöhnchen mit fein polierten Köfferchen und elegantem Krawattenschlupps im seidenen Hemdkragen und vierschrötige gutmütige Bauern aus dem mährischen Hochland. Die letztjährigen Rekruten, die nun schon ein Jahr Dienst hinter sich haben, schauen aus der Ferne dem Verles zu und tauschen mit überlegener Miene Bemerkungen aus und kommen sich vor als steinaltes Militär. Alles wie bei uns, alles wie bei uns!

Die Znajmer haben unten an der Thaya ein modernes Strandbad errichtet und anschließend ein kostenfreies Volksbad, und an diesen heißen Nachmittagen scheint die halbe Stadt in den kühlen Fluten Erholung zu suchen. Das Wasser der Thaya ist sehr kühl, dies erst seit ihrer Stauung am Oberlauf, früher, vor dem Bau des großen Elektrizitätswerkes sei es angenehmer gewesen zu baden, versichern uns die Offiziere. Die Soldaten erscheinen kompagnieweise im Bad, treten dann zuweilen unter Befehl ihrer Unteroffiziere zum Turnen an und singen, wenn sie stadtwärts heimkehren, in sonderbarem Rhythmus ihre slawischen Marschlieder. Hier, von den Ufern der Thaya aus, erinnert Znajm an unsere bernische Altstadt, es lagert auf einem langgestreckten Felskern, und das Schloss und die alten Bastionen und Stadtmauern und die über das Gewirr der Dächer aufsteigenden Kirchtürme geben ihm das malerische Relief der wehrhaften, mittelalterlichen Stadt. Romantisch gestaltet sich eine Bootfahrt mit

den Offizieren die Thaya hinauf, wobei sie beim Rudern ihre bald schwermütigen, bald leichten Volksweisen singen.

Jede Stadt, fast jedes Dorf in der Tschechoslowakei hat seinen Masarykplatz oder seine Masarykstraße und bekundet damit die tiefe Verbundenheit des Volkes mit dem Präsidentbefreier, dem Begründer der Republik und dem Erneuerer des alten böhmisch-slowakischen Staates. Mit glühender Verehrung hängt das Volk der Tschechen und Slowaken an seinem Landesvater, und wir vermögen zwei Wochen nach unserer Rückkehr den Schmerz zu erfassen, den sein Tod in allen Schichten der Bevölkerung auslöste. Masaryk war wohl eine der edelsten Gestalten, die dem Chaos des beispiellosen Zusammenbruchs entstiegen, der die alten Staatengebilde zertrümmerte und neue erstehen und wiedererstehen ließ. Volk, Regierung und Parlament ließen ihm schon zu Lebzeiten die verdiente Ehrung zukommen, und wenn die tschechoslowakische Nationalversammlung anlässlich seines Rücktrittes vom Amt eines ersten Staatspräsidenten verkündete: »Thomas G. Masaryk hat sich um die Republik verdient gemacht. Sein Name ist in Stein zu hauen und an diesem Hause anzubringen;« wenn sie ihm das Schloss Lany mit allen ihm als Staatsoberhaupt zukommenden Ehrungen auf Lebensdauer zur Verfügung stellte, so genügte sie damit einer schuldigen Dankespflicht für die schweren Jahre seines heimatfernen Kampfes um die Auferstehung seiner Nation nach jahrhundertelangem Dahindämmern. Und die Dankbarkeit und Anhänglichkeit dieses biedern und braven und friedfertigen Volkes mochte ihm mehr bedeuten als die hundert Ehrenmitgliedschaften der berühmtesten Universitäten und größten Körperschaften der Erde und als die zahllosen Orden. Und doch dürfte ihm eine dieser Ordensverleihungen besondere Freude bereitet haben: das österreichische Großkreuz für Verdienste, als Zeichen der Aussöhnung zwischen seiner alten, großen Heimat, des mächtigen Donaureiches und seinem eigenen ungleich kleineren Nationalstaat.



Mährische Trachten

Unserm Schimmel von Perbal geht es besser, und wir packen, nachdem wir sieben Tage lang die Gastfreundschaft der Znajmer Artillerie genossen. Die Garnison von Dacice erwartet uns, und früh am Morgen ziehen wir weg aus der alten Stadt Znajm, nachdem wir uns von unsern Kameraden der heiligen Barbara recht herzlich verabschiedet haben. Wir kommen nicht allzu weit, denn wir scheinen nun Pech am laufenden Band zu haben. Außerhalb der Stadt geht der Wagen meines Begleiters defekt, wir müssen ihn nach Znajm zurückschleppen, und der Mechaniker macht ein bedenkliches Gesicht, die Reparatur wird einige Zeit in Anspruch nehmen. Mit freudigem Hallo begrüßen uns die Znajmer Artilleristen wieder, doch wir möchten nun ihre Gastfreundschaft wirklich nicht länger in Anspruch nehmen. Wir entschließen uns, die Reise hier abzubrechen. Noch einmal durch ganz Oesterreich zu reiten erscheint zwecklos und kostspielig. So bestellen wir einen Bahnwagen, und »Kedves« schaut verwundert drein, doch ohne Sträuben geht er in den sonderbaren Stall, und »Chüeri« sucht sich hinter den Koffern einen geeigneten Platz und harrt als alter Globetrotter mit Gleichmut der Dinge, die da kommen. Hauptmann Fritz lässt uns einen ganzen Sack Hafer herüberschaffen und einen Bündel Heu, so sind wir mit Fourage für die lange Fahrt wohlversorgt. Wie die Rangierlokomotive uns unsanft hin- und herschiebt, versucht der Schimmel von Perbal sich loszumachen, scharrt und stampft mit den Hufen und schnaubt, und ich muss ihn beruhigen. Achtundvierzig Stunden dauert die Fahrt, bald mit Güter-, bald mit Bummelzügen, doch dann werden wir dem Arlbergerexpress angehängt, und »Kedves« schaut verwundert zur Torlucke hinaus, wie Dörfer und Bäume und Hügel und Berge merkwürdig rasch vorübergleiten, schrickt zusammen, wenn der Wagen plötzlich in einen der vielen Tunnels taucht, und die Finsternis das Donnern und Rattern und Zischen von den Wänden zurückwirft. Diese Fahrt ist äußerst ermüdend für Ross und Mann, und wir sind herzlich froh, am dritten Tage früh sechs Uhr in Buchs einzufahren und die heimatlichen Berge wieder zu erkennen. »Kedves« drängt ungestüm aus dem Wagen, wieder festen Boden unter die Hufe zu bekommen.

Unser Fernritt durch den nähern Osten ist damit zu Ende. Verließ er auch oft nicht nach unserm Wunsch, so werden doch die schönen Erinnerungen und Erlebnisse, die er uns in reicher Fülle bot, zeitlebens in uns haften bleiben, vor allem aber das Gedenken an die flotte Kameradschaft der tschechoslowakischen Truppen. Wir haben in der Tschechoslowakei ein gastfreundliches arbeitsfrohes und bescheidenes Volk kennen gelernt, das in den kurzen zwanzig Jahren seiner Selbständigkeit Riesiges leistete, und das nichts wünscht, als in Ruhe und Frieden seiner täglichen Arbeit nachgehen zu können. Möge ein guter Stern über seinen Geschicken leuchten in unserer verworrenen Zeit, und möge ihm und uns, der ältesten und jüngsten Demokratie, das Kostbarste erhalten bleiben: Einigkeit und Frieden.